

Drittes Kapitel.

Herbstfäden.

1850 – 1854.

„Montag, den 2. September, abends 7 Uhr kamen wir in Düsseldorf, das wider unser Erwarten freundlich liegt, sogar auch von einem kleinen Berggrücken umgeben ist, an und wurden von Hiller und dem Konzert-Direktorium empfangen. Letzteres empfing Robert mit einer Anrede in sehr freundlicher Weise. Hiller begleitete uns ins Hotel Breidenbach, wo wir Zimmer für uns vorgerichtet und festlich mit Blumen, am Eingange zwei Lorbeerbäume, verziert fanden.

Abends brachte die hiesige Liedertafel dem Robert ein Ständchen und Frau Wichmann (ausgezeichnete Malerin), Frau Sohn (Frau des Professor Sohn – Maler –), Fräulein Bensinger und noch zwei Damen, deren Namen ich vergessen, begrüßten mich, was ich sehr liebenswürdig fand.

Dienstag, den 3., machten wir mit Hiller Besuche bei Professor Sohn, Professor Wichmann, Direktor Schadow, Dr. Hasenclever und Dr. Müller (von Königswinter). Nachmittags begannen wir, Logis zu suchen, fanden aber die Häuser alle unkomfortabel, ungemütlich große Fenster, ganz flache Mauern, die Höhe durch garstige große Wände (Waschküchen hier genannt) verbaut, für die Hausfrau auch gar keine Bequemlichkeiten, kurz wir waren sehr enttäuscht, denn da Düsseldorf so im Grünen liegt, konnten wir nicht denken, daß es schwer halten würde, ein Logis im Grünen und mit Garten zu bekommen. Die meisten Leute haben hier ganze Häuschen und immer in jeder Etage

1850 – 1854.

nur 3 – 4 Fenster Front. Die Häuser sind teuer und uns der Gedanke, oben Eins, unten Eins, Eins in der Mitte zu wohnen, schrecklich.

Mittwoch, den 4., Logis-Lauferei. Nachmittags tranken wir auf dem Ananasberg, ein Vergnügungsort im Hofgarten, Kaffee und machten da die Bekanntschaft des Direktors Schadow, Bruder der Frau Bendemann in Dresden. Der Mann gefiel uns sehr, er ist ein geistvoller Mann und erinnerte mich sehr lebhaft an den alten im vergangenen Jahr verstorbenen Schadow in Berlin.

Abends wurde uns eine große Überraschung. Wir saßen im Hotel unten am Tisch und aßen; auf einmal begann neben uns im Zimmer die Don Juan-Ouvertüre. Wir konnten das gar nicht begreifen, und auch der Notar Euler, den wir zufällig auch dort trafen, verriet uns nichts; es war aber ein Ständchen, das das hiesige Orchester dem Robert brachte. Robert war auf das Freudigste überrascht. . . . Sie spielten alles sehr gut, und ich denke, Robert wird mit dem Orchester schon etwas anfangen können.

Donnerstag, den 5. Wieder Logisgesuch, abermals ohne Erfolg.

Das Komitee der Konzerte kam im Frack usw., um uns zu einem Konzert, Souper mit Ball am Sonnabend einzuladen, was Robert zu Ehren veranstaltet worden ist. Die Herren des Komitees sind (H.) von Heister, Professor Hildebrand, Notar Euler*.

Freitag, den 6., kamen unsre Möbel, und nun hieß es, einen Entschluß fassen; wir mieteten ein Logis, das uns sehr wenig zusagte, in dem Hause des Fräulein Schön, Allee- und Grabenstraßen-Ecke, nur um die Möbel gleich unterzubringen.

Sonnabend, den 7., wurden die Möbel abgepackt und an Ort und Stelle gesetzt. Das war ein schrecklicher Tag! von früh bis abends 6 Uhr war ich im Logis und hatte kaum Zeit, mich zu dem

* Die übrigen Namen, die der Schreiberin noch nicht geläufig waren, sollten offenbar nachgetragen werden; es ist Raum dafür gelassen, aber dann nicht ausgefüllt. Es waren die Herren v. Lezaak, Schleger, Hertz, R. Nielo, Dr. Ernst von Heister II, Bloem.

1850 – 1854.

bevorstehenden Feste umzukleiden, wo wir dann auch nicht wenig ermüdet hinkamen. Beim Eintritt in den Saal wurde Robert mit einem dreimaligen Tusch empfangen, und bald begann die Genovevaouvertüre (Tausch, Klavierlehrer und Spieler, früher von Mendelssohn hier empfohlen), die in Betracht einer einzigen Probe ganz leidlich ging. Diesem folgten „Du meine Seele“, „Die Lotosblume“ und „Wanderschaft“, das erste von Fräulein Hartmann (mit schöner Stimme, aber zu wenig warm), das zweite von Fräulein Altgeld (für eine Dilettantin sehr hübsch), das dritte von Herrn Nielo (auch hübsch) gesungen. Den Beschluß des Konzerts machte der zweite Teil der Peri. Auch dieser wurde ganz hübsch ausgeführt, einige nicht ganz richtige Tempi abgerechnet. Es machte uns Vergnügen, einmal zuhören zu können, ohne selbst aktiv zu sein. Herr Tausch dirigierte ganz gut, wäre der Mann nur sonst persönlich angenehmer; er hat etwas in seinem Gesichte, an das ich mich durchaus nicht gewöhnen kann.

Nach dem Konzerte ging's zum Souper, wo es sehr lebendig zuzuging. Wir saßen mit Schadows, Hillers, (die beide von Köln gekommen waren) Dr. Müllers, Hasenclevers und andern zusammen. Zu essen gab es aber blutwenig, daher wurde auch jedes Gericht allemal mit einem Hurra empfangen, was uns sehr komisch vorkam.

Herr Wortmann, Beigeordneter, (als Vertreter des abwesenden Bürgermeisters) hielt die erste Rede, die aber, da sie bei Erschaffung der Welt begann, so lang war, daß er kaum vor Lärmen zu Ende kam; es war für uns sehr fatal, denn der Toast galt dem Robert, und ich war froh, als er glücklich zu Ende war. Dem folgten noch verschiedene Toaste auf Hiller, mich und Tausch, als Direktor der heutigen Musik. Euler (überhaupt das musikalische Faktotum hier) brachte auf mich einen sehr hübschen Toast aus. Nach dem Souper begann der Ball, wir waren aber zu müde, gingen daher fort.

Sonntag, den 8., hatte Hiller eine Partie mit mehreren arrangiert, um uns die Umgegend zu zeigen, doch Robert fühlte sich so

unwohl, daß wir hier bleiben mußten und die andern allein gingen. Es war uns sehr fatal, doch es ging nun einmal nicht!

Montag, den 9., räumten wir im Logis und zogen Dienstag, den 10., daselbst ein, nachdem wir im Breidenbacher Hofe eine tüchtige Rechnung erhalten hatten.

Die nächstfolgenden Tage waren schrecklich! der Trubel, die fremden Leute um einen, die Handwerker, die einen in nichts pünktlich bedienen, das große Logis, wo eigentlich kein behagliches Plätzchen darin ist, Fenster so groß, daß man auf der Straße zu sitzen glaubt, eine Köchin dazu, die lieber noch eine Bedienung für sich hätte, kurz, alles vereinigte sich zu unsrer Mißstimmung.

Freitag, den 13. Der heutige Geburtstag von mir war, wenn auch kein trauriger, so doch ein höchst fataler. Ich stak im schrecklichsten Trubel. . . . Dies und so manches andre kostete mir der Tränen heute nicht wenige, besonders aber bekümmerte mich der Gedanke an die schrecklichen Unkosten, die dieser Umzug dem Robert verursacht hat, die bei weitem das übersteigen, was wir uns gedacht hatten. Noch nie haben mich die materiellen Sorgen so gequält als jetzt, dazu der Umstand, daß ich nichts verdiene . . . kurz, wir haben eine schlimme Zeit durchzumachen, bis wir alles hinter uns haben. . . .

Dienstag, den 17., hielt Robert den ersten Singverein. Wir sangen Comala (von Gade) und einiges aus Josua von Händel. Robert war sehr zufrieden mit dem Verein; er ist sehr zahlreich, und besonders klingen die Soprane recht schön frisch.

Mittwoch, den 18., besuchten wir Eulers in Flingern, wo sie ein nette Haus mit schönem Garten im Sommer bewohnen. Es war eine hübsche lustige Gesellschaft draußen. Abends 9 Uhr gingen wir mit Müllers und Professor Stilke und Frau nach Haus bei herrlichem Mondenschein.

Die nächstfolgenden Tage vergingen wieder in größern häuslichen Sorgen. Ich mußte meiner Köchin aufsagen, weil sie gar zu präventiös war; die Hauptsorge aber war, daß Robert durch das

1850 – 1854.

fortwährend Geräusch auf der Straße, Leierkasten, schreiende Buben, Wagen usw. in eine höchst nervöse, gereizte, aufgeregte Stimmung geriet, die von Tage zu Tage zunahm; arbeiten konnte er fast gar nichts und das wenige mit doppelter Anstrengung. . . . Ich war außer mir, daß ich meinen armen Robert nach all den Opfern . . . nun nicht einmal im Besitz eines behaglichen Stübchens sehen sollte. Es ist Unglück, was wir haben! Konnte uns niemand von diesem Logis abratens? Warum sagte es uns niemand vorher? Nachher wissen die Leute immer alles!

Sonntag, den 29., fuhren wir zu unsrer Zerstreung nach Köln, das uns gleich beim ersten Anblick von Deutz aus entzückte, vor allem aber der Anblick des grandiosen Domes, der auch bei näherer Besichtigung unsere Erwartungen übertraf . . . Nach Tisch gingen wir auf das Belvedere, wo wir eine herrliche Aussicht auf den Rhein hatten, auch die sieben Berge, wo wir eigentlich noch hin wollten, liegen sahen

1. Oktober. Auch dieser Monat begann wieder mit Sorgen allerlei Art. Robert kann vor Lärm nichts arbeiten, ich nicht spielen vor allerlei häuslichen Beschäftigungen; ferner kann ich mich durchaus nicht in die untere Klasse von Leuten hier finden, die fast durchgängig grob, übermütig und präventiös . . . sind; sie betrachten sich ganz unersgleichen, nicht guten Tag geben sie einem – es ist, als müßte man es für eine Gnade ansehen, wenn sie einem etwas machen, und von Wort halten wissen sie alle nichts Den ganzen Tag möchte ich weinen! kein Tag vergeht, wo nicht das Geld in Summen fortgeht!

Freitag, den 4., machten wir eine Partie auf den Grafenberg, unterdessen räumte Frl. Hartmann (ein liebes freundliches Mädchen) Robert Stube von vorn nach hinten, und als wir zurückkamen, fanden wir alles fix und fertig, noch obendrein mit zwei schönen Bäumchen geschmückt. Die Damen sind hier überhaupt . . . voller Freundlichkeit und Dienstfertigkeit für mich

1850 – 1854.

Montag, den 7., Besuch von Hildebrand und seiner Frau. H. ist ein prächtiger Mann, ein Künstler durch und durch und ein gemütvoller Mann, dabei großer Musikenthusiast

Dienstag, den 15. heute kam Herr v. Wasielewski (Violinspieler aus Leipzig), dessen Engagement bei den Konzerten Robert bewirkt hat, hier an. Ich freue mich sehr, daß er hier ist

Sonntag, den 20., waren wir abends mit Wasielewski und Tausch bei Euler, wo wir musizierten. Tausch ist hier der bester Klavierlehrer als Musiker ist er gewiß nicht ungeschickt, doch als Spieler oft sehr roh und als Mensch auch wenig anziehend.

Montag, den 21., waren wir bei Dr. Müller (aus Königswinter); ihn und seine Frau habe ich sehr gern, fast am liebsten von allen meinen Bekannten. Ich spielte den letzten Satz aus der F-moll-Sonate von Beethoven . . . Wir waren bei einem kleinen Souper noch sehr heiter, überhaupt sind die Leute hier immer lustig, wenn sie beieinander sind, was ich sehr gern habe, besonders fällt einem das heitere, ungezwungene Wesen der Damen auf, was wohl freilich auch zuweilen die Grenzen der Weiblichkeit und des Anstandes überschreiten mag; so erzählte mir wenigstens, das eheliche Leben soll hier mehr französischer, leichter Art sein Die Dr. Müller soll von diesen allen eine rühmliche Ausnahme machen, ihr werde ich mich wohl am meisten anschließen. –

Dienstag, den 22., hielt Robert die erste Orchesterprobe. Das Orchester ist für die kleine Stadt ganz vortrefflich, was Robert sehr zufrieden stimmt. . . .

Donnerstag, den 24., fand das erste Abonnementskonzert statt. Es war der Saal so voll wie nie in den Konzerten; viele Fremde aus Elberfeld, Krefeld, aus Münster sogar waren gekommen. Robert wurde beim Auftreten mit einem dreimaligen Tusch empfangen. Die Ouvertüre von Beethoven (Op. 124) ging sehr schön, und war es mir ein besonderer Genuß, Robert heute dirigieren zu sehen mit der schönen Ruhe und doch so großen Energie dabei. Der Ouvertüre

1850 – 1854.

folgte Mendelssohns immer von neuem bezauberndes G-moll-Konzert. Auch ich wurde mit einem Tusch empfangen und ebenso nach meinem Spielen entlassen. Es gelang mir alles vortrefflich, und nie kann ich mich eines so allgemeinen Beifalls entsinnen, als ich heute fand. Seit vielen Jahren war es das erstemal wieder, daß ich ein Orchesterstück öffentlich auswendig spielte. Sollte die Jugendkraft und Frische wohl noch einmal wiederkehren? ich glaube es trotz des guten Gelingens nicht. Diese Dreistigkeit, die zum Auswendigspielen gehört, bringt doch nur die Jugend mit sich. – Dem Konzert folgte Roberts Adventlied; wie schön das ist, habe ich auch erst jetzt erkannt, es ging auch recht gut für die wenigen Proben, die wir gemacht hatten. Den Beschluß machte die Comala (von Gade) Frl. Hartmann sang heute ganz begeistert, und es war eine Stimmung, daß seit Mendelssohns Weggange keine solche allgemeine Begeisterung wie heute im Orchester und Chor empfunden wurde Nach dem Konzert blieben wir mit noch einigen, Schadows, Hasenclevers, Sohns, Eulers, Hillers, (die von Köln herübergekommen waren), u. a. zusammen. Die Gesellschaft war sehr lustig, auch wir, bis Hiller einen so ungeschickten Toast* auf uns ausbrachte, daß nicht viel fehlte, Robert stand auf und ging; es war mir höchst unangenehm und verstimmte uns beide total

Montag, den 28., hatten wir eine kleine Musik bei uns Ich spielte Roberts D-moll-Trio, Frl. Hartmann sang einige Lieder Roberts sowie mit Friderike Altgelt einige Duette sehr hübsch, und Wasiliewski spielte Bachs Ciaconne auch sehr gut. Die ganze Gesellschaft wahr sehr teilnehmend, nur meint Robert, daß wenige oder vielmehr niemand hier ist, der in eine tiefere Musik leicht einzugehen imstande ist; ich meine aber, soviel Leute wie in Dresden sind hier auch, wenigstens haben die Leute hier mehr Enthusiasmus und guten Willen, das Schöne herauszufinden.“

* Hiller ließ statt Robert Clara leben!

Dieser vergleichende Rückblick der Tagebuchschreiberin veranlaßt auch unwillkürlich den Leser, haltzumachen und aus den Augenblicksstimmungsbildern der beiden ersten Monate in dem neuen Lebenskreis sich sondernd, prüfend und vergleichend ein Urteil zu bilden, was bei dem Tausch der Malerstadt an der Elbe mit der Malerstadt am Rhein an Gewinn oder Verlust sich sicher schon jetzt herausstellt, und zugleich sich ein Bild von dem neuen Hintergrunde zu machen, von dem fortan die beiden Gestalten Robert und Clara Schumann sich abheben.

Eines ist sicher, man kam ihnen beiden hier in den maßgebenden Kreisen mit einer Herzlichkeit und Freundlichkeit entgegen, die nicht nur in schroffstem und wohlthuendstem Gegensatz zu dem Einsiedlerdasein in Dresden stand, sondern wie sie ihnen überhaupt in Deutschland bisher noch an keinem Orte zuteil geworden war. Die ganze Art des Empfanges von der Begrüßung am Bahnsteig bis zu der Aufnahme des Künstlerpaares im ersten Konzert bewies deutlich, daß die maßgebenden Persönlichkeiten sich vollkommen klar darüber waren, daß, einen schöpferischen Genius wie Robert Schumann in seinen Mauern zu bergen, eine Ehre und einen beneidenswerten Vorzug bedeutete, den Düsseldorf nunmehr vor größern und glänzern Musikstädten voraus hatte.

Alle die geselligen Fähigkeiten, über die der Rheinländer so reichlich verfügt und auf deren Besitz er so stolz ist, alle jene Farbenfreudigkeit, auch im übertragenen Sinne, die dem ganzen rheinischen Leben das Gepräge und den Reiz gibt, die in der Empfänglichkeit für den schönen Klang ebenso zum Ausdruck kommt wie in dem Verständnis für den Duft und die Farbe des Weines, der ihnen am Wege reift, all jene behagliche Feiertagslaune, die auch unter dem Arbeitsrock und unter dem Galafrack dort ihr Plätzchen und einen so leisen Schlaf hat, daß ein Wort, ein Klang genügt, um die Schellenkappe klingen zu lassen selbst in feierlichster Umgebung, alles das, was der Rheinländer mit einem Wort als seine

1850 – 1854.

eigenste Domäne, als rheinischen Frohsinn hegt und pflegt, alles das war bereit, in der lustigen Malerstadt am Rhein ein ebenso lustiges, jauchzendes Musikleben aufblühen zu lassen. Und alles wartete nur auf den Meister, der sie Stimmen und Instrumente recht brauchen lehren und ihnen aus der Fülle seiner schöpferischen Phantasie immer neue Aufgaben stellen, dabei aber unter der Arbeit und nach der Arbeit mit ihnen ebenso fröhlich sein sollte wie sie selber.

Die Erfüllung dieser Voraussetzung war mindestens ebenso wichtig und ebenso selbstverständlich in ihren Augen wie die der andern. Denn für den Rheinländer ist nun einmal heitere Geselligkeit der Grundakkord des Daseins überhaupt, und wer mit ihnen leben und bei ihnen sich wohl fühlen soll, der muß die Fähigkeit und die Neigung haben, sein Leben auch auf diesen Ton zu stimmen. Kann oder will einer das nicht, so wird er nie die in diesem Boden schlummernden Kräfte und Keime herausholen, meistern und zur Blüte entfalten können; ja er muß darauf gefaßt sein, daß die scheinbar so wundervoll harmonische Stimmung sich über Nacht in einen herben Mißklang verwandelt.

Der Rheinländer ist von Haus aus liebenswürdig und vor allem im Gegensatz zu dem typischen Norddeutschen so leicht kein Spaßverderber. Er kann Widerspruch und Gegnerschaft auch in schroffer Form sehr gut vertragen, ohne die gute Laune zu verlieren, wenn nur irgendwo und irgendwie ein noch so leiser Unterton von Humor mitklingt. Auch in der heftigsten Debatte um sehr ernste Dinge wird ein zur rechten Zeit angeschlagener jovialer Ton selten die Wirkung verfehlen. Aber die Liebenswürdigkeit, die, nicht nur im Fasching, auf einen derben Pritschenschlag mit einem behaglichen verständnisinnigen Lachen reagiert und gleich darauf mit ebenso kordialer Miene in derselben Münze heimzahlt, schlägt leicht in demselben Augenblick in das Gegenteil um, wo man zu merken glaubt, daß der andre keinen Spaß versteht. In einem solchen Fall kann der "fröhliche" Rheinländer sehr ungemütlich werden. Aus dem Argwohn

heraus, daß in dem Nichteingehen auf den kordialen Ton sich Hochmut oder Geringschätzung bekundet, verfällt er dann leicht seinerseits in einen hochmütig gereizten Ton, der, in der Wahl der Worte und Mittel nicht wählerisch, zarter organisierte Naturen, die geistig oder materiell dieser Kampfarm nicht gewachsen sind, auf eine Weise verwunden und verletzen kann, die schwerlich in der Absicht des Urhebers lag.

Diese Eigentümlichkeit des Rheinländers auf der einen und Schumanns Eigenart auf der andern Seite muß man von vornherein sich klar machen, um die Entwicklung der Verhältnisse in Düsseldorf zu verstehen und um weder dem einen noch dem andern Teil Unrecht zu tun. Die vorstehenden Tagebuchaufzeichnungen der ersten beiden Monate zeigen schon deutlich die Keimzellen der Mißverständnisse und Mißhelligkeiten, die, von Jahr zu Jahr wachsend, nach scheinbar so verheißungsvollen Anfängen eine Verbitterung hüben wie drüben erzeugen sollten, deren Nachwirkungen noch heute in den Herzen derjenigen, die die Zeit mit durchlebten, nicht ganz verwunden sind.

An und für sich, von außen gesehen, bot Düsseldorf für Schumanns einen geradezu idealen Boden künstlerischen Wirkens; denn auch Claras Sorgen, daß die „kleine Stadt“ ihr die Möglichkeit, durch Unterricht zu den Kosten des Haushalts einen entsprechenden Anteil beizusteuern, auf einen verschwindenden Bruchteil beschränken würde, erwiesen sich bald als unbegründet. Nicht nur fanden sich in Düsseldorf selbst bald Schülerinnen, sondern auch die benachbarten rheinischen Städte Elberfeld, Barmen, Krefeld u. a. stellten im Laufe der Jahre ein wachsendes Koningent. Vor allem aber erwies sich die Zugkraft ihres Namens so stark, daß in noch stärkerm Grade als bisher ihr Wohnort von werdenden Pianistinnen, die eine Zeitlang ihre Unterweisung genießen wollten, aufgesucht wurde. Die Übersiedelung von Dresden nach Düsseldorf hatte darauf nur ganz vorübergehend in der ersten Zeit ungünstigen Einfluß.

Die Hauptsache aber war doch, daß endlich hier Schumann die Gelegenheit sich bot, als Beherrscher eines gutgeschulten Orchesters

1850 – 1854.

und eines nicht minder gutgeschulten, in guten Überlieferungen gebildeten Chors in einer musikfreundlichen Stadt, inmitten einer musikfreundlichen Provinz, getragen, wie der Empfang bewies, von dem freudigsten Vertrauen aller Beteiligten, seine musikalischen Sehnsüchte in großem, im Hinblick auf die rheinischen Musikfeste in größtem Stil sogar, zu verwirklichen. Denn wenn auch kein Ort der Welt ihm das Leipziger Gewandhausorchester und Gewandhauspublikum ersetzen konnte, so wog hier die Weite des möglichen Wirkungs- und Anregungskreises einigermaßen den etwas leichteren Gehalt der Ausübenden und Genießenden auf. Während in der Heimat Leipzig alle musikalische Lebenskraft aufso, und daneben Dresden musikalisch nur den Rang einer etwas rückständigen Provinzialstadt behauptete, regte sich hier in allen den rheinischen Städten, die ihnen fast vor den Toren lagen, in Köln, Elberfeld, Barmen, Aachen kräftiges Leben und Streben. Und die Musikfeste sorgten dafür, daß auch in die kleinen, mit höchst bescheidenen Mitteln haushaltenden Städte, wie Bonn, in regelmäßigen Zwischenräumen fließendes Wasser aus dem großen Strom geleitet wurde. Außerdem war das musikfreundliche Holland in wenigen Stunden zu erreichen, und aus nächster Nähe winkte auch England, das, ebenso wie Paris, sich grade in diesen Jahren für Schumannsche Musik zu erwärmen und zu begeistern begann.

Düsseldorf selbst aber schien ebensosehr durch seine natürliche Lage wie durch den Genius loci wohl geeignet, trotz der „schrecklichen großen Fenster“ und der Dreistöckerkwohnungen, den an den heimischen Gestaden der Elbe nicht Verwöhnten eine zweite und bessere Heimat zu werden. Denn in dieser Künstlerstadt war eben nicht wie dort ihre Kunst das Aschenbrödel, und nicht bedurfte es hier, um ihre Persönlichkeiten menschlich und künstlerisch zur Geltung zu bringen, besonderer Anstrengungen und Kämpfe. Im Gegenteil, es war ihnen vom ersten Augenblick an, in welches Haus sie auch eintreten mochten, nicht nur ein freundliches Willkommen, sondern ein Ehrenplatz an der Tafel bereit. Und an

diesen Tafeln aß und trank man nicht nur gut, sondern es saßen auch fröhliche, und was mehr sagen will, kluge und künstlerisch empfindende Menschen daran. Die Ankömmlinge empfanden diese Fröhlichkeit als eine Bereicherung ihres Lebens, vor allem des geselligen, zuerst in hohem Grade. Die Zwanglosigkeit und Harmlosigkeit heitern Lebensgenusses, die überall auch in der offiziellen Geselligkeit immer wieder ihr Recht verlangte und selten Langeweile aufkommen ließ, war ihnen beiden neu und, wenn sie auch beide ihrer Natur nach sich dabei passiv verhielten, nicht unwillkommen. Ihren eigentlichen Verkehr suchten und fanden sie freilich, von dem schon erwähnten Notar Euler und Müller v. Königswinter, der in der Folge auch ihr Hausarzt wurde, abgesehen, nicht eigentlich in den einheimischen Kreisen, sondern, was ja auch ganz natürlich war, vor allem in dem wesentlich norddeutschen Künstlerkreis der Schüler des jüngern Schadow, der aber, schon seit Jahrzehnten in Düsseldorf ansässig und heimisch, sich mit wenigen Ausnahmen dem rheinischen Wesen vollkommen angepaßt hatte. Vor allem waren es Hildebrand und Karl Sohn, in zweiter Linie Schadow selbst und der immer zu lustigen Scherzen aufgelegte Köhler, die ihnen als künstlerische Individualitäten imponierten und mit denen sie auch bald in näheren geselligen Verkehr traten, in dem auch Musik, und zwar nicht nur im Einzelspiel und Einzelgesang, sondern auch im Quartett- und Chorgesang, mit anfänglich großer Begeisterung von allen Seiten gepflegt wurde.

Aber wenn sie nach den ersten Eindrücken geglaubt hatten, in dieser temperamentvollen und künstlerisch angeregten Gesellschaft für eine eindringlichere Kunstübung im kleinen Kreise Verständnis und Boden zu finden, so mußten sie sich bald überzeugen, daß sie doch ihre lieben fröhlichen Freunde in dieser Hinsicht stark überschätzt hatten. Schon im Februar 1851 klagt Clara, daß im Kränzchen, zu dem u. a. Müller v. Königswinter, Hildebrand, Köhler, Sohn, Lessing gehörten, das Zuspätkommen so überhandnähme, „daß es ganz un-

1850 – 1854.

ausstehlich wird. Mit dem Musizieren wird begonnen, wenn einem vor Müdigkeit schon die Augen zufallen.“ Und ein „langes, sehr langes Souper“, das sich daran schloß, ward dann schließlich mehr Strapaze als Erholung. Noch peinlichere Erfahrungen sollten sie mit einem im Herbst 1851 von Robert ins Leben gerufenen Singekränzchen machen, das, wohl angeregt durch eine Aufführung von „der Rose Pilgerfahrt“, sich alle 14 Tage unter Schumanns Leitung in den Häusern der – etwa 30 – Mitglieder zusammenfinden und „hauptsächlich Sachen, die in den größern Vereinen nicht vorkommen, als Lieder, Opersachen, Stücke für Begleitung usw.“ singen sollte, aber, sie es scheint, schon nach einem halben Jahre an der Teilnahmslosigkeit gerade auch der guten Freunde zugrunde ging. Schon im November klagt Clara: „Kränzchen bei Hildebrands, Robert war sehr böse, weil soviel geschwatzt wurde. Der gute Hildebrand an der Spitze. Das ist eigen hier, zum Schwatzen haben sie immer Leben genug, zum Singen aber nicht.“ Und im Februar heißt es gar: „Robert war wieder einmal recht böse und lief fort, kam aber wieder, was mir doch sehr lieb war, obgleich die Leute sich manchmal betragen, daß sie wirklich verdienen, wie Schulkinder behandelt zu werden. Das ist ein Schwatzen und Lachen, daß oft kaum die Stimme des Dirigenten durchzudringen vermag, oft bedarf es der Minuten, ehe man imstande ist, mit Singen zu beginnen. Man kann nicht sagen, daß es an Eifer fehlte, aber es ist nicht der rechte ernste Eifer, der sich auf alles erstreckt, es ist Eifer für das, was ihnen besonders gefällt, aber nicht Eifer, etwas Schweres zu lernen.“ Noch schlimmere Erfahrungen als mit dieser wesentlich aus guten Freunden bestehenden Dilettantenvereinigung machten sie mit einem ebenfalls im Herbst 1851 ins Leben gerufenen Quartettkränzchen, das nach Schumanns Idee alle 14 Tage zusammenkommen und „Streichquartette, Quintette und Trios usw. mit Klavier“ spielen sollte. Es ging schon nach den beiden ersten Übungen ein, da die Leistungen der Mitwirkenden, in-

folge ungenügenden Einzelstudiums, zu sehr hinter billigen Erwartungen zurückblieben. Diese Mitwirkenden waren aber mit einer Ausnahme Berufsmusiker, d. h. Persönlichkeiten, auf die Schumann vor allem auch in seiner öffentlichen amtlichen Tätigkeit an erster Stelle als seine Mitarbeiter und als Vorbilder für den weitem Kreis der Mitwirkenden zählen mußte!

Wir haben oben gehört, daß Schumann zunächst mit den Leistungen des Chores wie des Orchesters sehr zufrieden und namentlich von dem letzten angenehm enttäuscht war. Wenn auch die einzelnen Spieler nichts Hervorragendes leisteten, der Klang der durchweg mittelmäßigen Instrumente manches zu wünschen übrig ließ, war doch die ununterbrochene Schulung unter der festen Hand ausgezeichneter Dirigenten seit Mendelssohns Tagen deutlich zu spüren und versprach, zumal Schumann für die erste Violine sich in Wasielewski noch eine tüchtige frische Kraft anzuwerben gelungen war, auch für die Zukunft bei der Bewältigung schwieriger Aufgaben gutes. Von den einzelnen Mitgliedern freilich war für nicht pflichtmäßige Leistungen wenig oder nichts zu erwarten. Es waren geplagte Leute, diese Mitglieder des städtischen Orchesters, die froh waren, wenn sie nach glücklich beendigten Dienststunden das Instrument in den Kasten legen konnten. So kam z. B. ein regelmäßiges Triospiel erst zustande, als der junge Reimers aus Altona im März 1851 sich in Düsseldorf als Klavierlehrer niederließ, der sich mit der Zeit zu einem trefflichen Cellisten entwickelte. Reimers und Wasielewski, und nach des letztern Weggang von Düsseldorf im Sommer 1852 der im Herbst an seine Stelle getretene Ruppert Becker, der Sohn von Schumanns altem Freunde, waren die Stützen der namentlich in den letzten Jahren eifrigst gepflegten Hausmusik. Zu ihnen gesellte sich seit Oktober 1851 Albert Dietrich, der sich wegen seiner hervorragenden Eigenschaften als Mensch und als Künstler, die sofort das besondere Interesse beider Schumanns erregten, sehr bald, ganz abgesehen von seiner Mitwirkung in den häuslichen

1850 – 1854.

Konzerten, eine Sonderstellung als Freund und Vertrauter des Hauses erwarb, und dessen Empfehlung auch seinem Freunde von Sahr freundliche Aufnahme verschaffte. Julius Otto Grimm dagegen ward erst nach Schumanns Erkrankung Genosse dieses engern Vertrautenkreises, nachdem Schumanns ihn im Januar 1854 in Brahms' Gesellschaft in Hannover kennen gelernt hatten. Musikalisch halfen aus nach Reimers Fortgang der Cellist Bockmühl und am Flügel gelegentlich, wenn auch nur in den ersten Jahren, Julius Tausch aus Dessau, der, unter den angesessenen Musikern zweifellos der bedeutendste, seit 1846 schon in Düsseldorf tätig, zugleich als Direktor der Künstlerliedertafel und des Männergesangvereins eine im breiten Bürgertum Düsseldorfs wurzelnde musikalische Machtstellung einnahm, die er wohl ebensowohl seiner wirklichen Tüchtigkeit wie seiner geschickten Anpassung an rheinischen Lebenston zu danken hatte. Bei aller Anerkennung aber seiner musikalischen Bildung wollte sich doch zwischen ihm und Schumanns kein innerliches Verhältnis herstellen. Es waren nicht nur gewisse Äußerlichkeiten, sondern vor allem wohl ein Mangel an Übereinstimmung in der Stellung zu den feinsten Problemen künstlerischer Arbeit überhaupt, die das verhinderten. Immerhin war er ein Musiker, der strebsam und eifrig immer bereit war, mitzutun, und der auch selten mit seinem etwas trocknen materiellen Spiel etwas geradezu verdarb. Aus seinen Händen hatte Schumann gewissermaßen den Dirigentenstab empfangen, denn er war es ja gewesen, der die Musik für den Begrüßungsabend einstudiert und geleitet hatte, und ihm sollte auch wenige Jahre später derselbe Kommandostab, der den müden Händen des kranken Meisters entglitten, wie eine reife Frucht in den Schoß fallen.

Aber schon lange Zeit, ehe dies Ereignis eintrat, war nicht nur die anfängliche Harmonie zwischen dem städtischen Musikdirektor und dem Konzertkomitee, sondern auch die Stellung des Dirigenten dem Orchester und den Sängern gegenüber erschüttert, und eine Kette

von Verdrießlichkeiten, Verstimmungen ja Widersetzlichkeiten zieht sich seit dem Schluß des ersten Konzertwinters durch die weitere Direktionsführung Schumanns in Düsseldorf. Sie zu entwirren, ist nicht leicht, denn es handelt sich dabei nicht so sehr um Tatsachen als um Auffassungen, und an letztern hält der Mensch bekanntlich fast noch zäher fest als an Dogmen. Trotzdem muß der Versuch gemacht werden, die Entwicklung der Ereignisse in einer Weise zu schildern, die sich sorgfältig bemüht, nicht aus der Augenblicksstimmung der Beteiligten heraus Menschen und Dinge zu beurteilen, wohl aber den aus dieser Stimmung herausgewachsenen Handlungen und Beweggründe hüben wie drüben gerecht zu werden.

Der erste an die Öffentlichkeit gedrungene Mißton, der auf eine Trübung der Harmonie zwischen dem Dirigenten und seinem Publikum deutet, klingt an nach dem 8. von Schumann geleiteten Abonnementskonzert, das am 13. März 1851 stattgefunden hatte, also gegen Schluß der ersten Konzertzeit, in einem in der Düsseldorfer Zeitung erschienenen, an der bisherigen Konzertleitung Kritik üben- den Aufsatz, der von Schumanns als eine Beleidigung und Unverschämtheit empfunden wurde, um so mehr als sie mit Bestimmtheit in dem Schreiber ein Mitglied des Konzertdirektoriums zu erkennen glaubten. „Das lassen nun die sogenannten Enthusiasten, als Euler, Müller u. a., ruhig geschehen“, schreibt Clara entrüstet im Tagebuch, „eine Schande ist's, daß sie das ruhig sitzen lassen auf Düsseldorf, die alle Hände über Robert breiten sollten, um ihn zu fesseln!“ –

Also jedenfalls ist seit dem ersten Konzert im Laufe des Winters die Stimmung umgeschlagen. Und man muß nach den Gründen fragen. Es ist kein Zweifel, daß Schumanns Leitung weite Kreise des Publikums, ob mit Recht oder Unrecht bleibe einstweilen dahingestellt, enttäuscht hatte und daß diese Enttäuschung sich zunächst in einer vielleicht ungehörigen Weise öffentlich Luft machte. Und Tatsache ist – nach Claras Aufzeichnungen –, daß nach ihrem eignen und vor allem Schumanns Urteil der Chor in zwei Konzerten die

1850 – 1854.

wünschenswerte Sicherheit hatte vermissen lassen*¹; und ferner, daß schon vor dem Erscheinen jener Besprechung beide Künstler über die kühle Haltung des Düsseldorfer Publikums glauben klagen zu dürfen. Namentlich hatte sie sehr verstimmt, daß Schumanns neue Ouvertüre zur „Braut von Messina“ in dem Konzert am 13. März ohne jedes Zeichen von Beifall aufgenommen wurde.

Wenn trotzdem unter dem Eindruck der Aufführung der Johannispassion (am 13. April), in der die Chöre nach Claras Urteil „durchweg gelungen“ waren, und des letzten Abonnementskonzerts (am 18. Mai), in dem mit Ausnahme einer vom Komponisten „etwas unsicher“ dirigierten Ouvertüre von Reinecke, „alles gut ging“, und die den Schluß bildende Pastoralsymphonie so „herrlich“, daß „alle eine Stimme waren, daß man sie hier nicht wieder so gehört seit Mendelssohns Fortgang“, beide glaubten mit dem Ergebnis des ersten Winters zufrieden sein zu können – „Robert lustig wie selten“, notiert das Tagebuch –, so war dieser Eindruck doch wohl nicht bei allen Beteiligten der gleiche. Namentlich hatte zwischen Chor und Dirigent sich kein rechtes Verhältnis herstellen wollen. Für erstern, ein gutes Instrument in der Hand eines starken und temperamentvollen Leiters und daran gewöhnt, fest im Zügel gehalten zu werden, war die vornehme Ruhe und Lindigkeit des mehr nach innen als nach außen lauschenden Meisters ein Verderb. Die Disziplin begann sich zu lockern, und mit den daraus wieder sich ergebenden Konflikten in den Proben erlahmte auch die Lust. Es war ein böses Zeichen, daß die erste Probe nach der Sommerpause erbärmlich besucht war, „die Soprane hören ganz und gar auf“, klagt das Tagebuch. Es ist bezeichnend auch, daß

* „Am 11. Januar 4. Abonnementskonzert, Roberts Neujahrslied, wegen ungenügender Proben nicht so gut, wie R. wünschte. R. infolge dessen sehr verstimmt“; am 13. März: Roberts Nachtlid, „das leider vom Chor nicht sicher genug ausgeführt wurde und daher auch nicht entschieden wirken konnte.“

Schumann schon um diese Zeit ernstlich erwog, die Leitung des Chors überhaupt ganz aufzugeben.

„Am 6. September“, berichtet das Tagebuch, „fand die erste Konferenz wegen der Winterkonzerte [1851/52] statt, Robert kam alteriert nach Haus*. Die Leute sind oft recht unverschämt hier, und da ist wahrhaftig kein langes Bleiben; es stellen sich ferner auch allerlei große Mängel jetzt heraus. Der Gesangverein ist ganz im Untergehen, kein Eifer, keine Liebe zur Sache da, und das Orchester ist vor der Hand noch nicht einmal zur Not vollständig, da jetzt kein Militärmusikkorps hier ist. Das sieht also schlimm aus. Robert geht viel damit um, den Gesangverein ganz abzugeben, doch wird es wohl kaum gehen, will er nicht einen großen Bruch herbeiführen, bei dem der Musikverein dann schlimm fahren würde, denn der Gesangverein besitzt die Musikalien.“ Und aus derselben Stimmung am 23. September: „Wieder einmal Ärger im Verein. Es sollen einige Sätze aus der H-moll-Messe von Bach gesungen werden, doch die Herren und Damen kommen ja nicht in den Verein, um etwas zu lernen, nein, sie wollen sich eben nur amüsieren, und da zeigt sich denn ihre Unlust ohne Rückhalt. – Die Leute haben hier weder Respekt vor der Kunst noch vor dem Dirigenten! Und so soll es immer gewesen sein!“ Mag dem sein, wie ihm wolle, jedenfalls waren das keine verheißungsvollen Aussichten für die Zukunft. Und so machte denn, trotzdem die Konzerte dieses Winters und ihre Vorbereitung zunächst keine, wenigstens keine an die Oberfläche kommenden Mißhelligkeiten brachten, und Clara sogar bei ihrem ersten öffentlichen Auftreten nach ihrem Wochenbett am 4. März 1852 im 6. Abonnementskonzert mit ostensible Beifall empfangen und „mit Blumen überschüttet“ wurde, die Entfremdung zwischen dem Künstlerpaar und den Düsseldorfern auch in diesem Winter weitere Fortschritte. Namentlich im Gesang-

* In seinen Tagesnotizen verzeichnet Schumann zum 6. Sept.: „Konferenz. Sturm mit Wortmann. Große Bedenken wegen der Zukunft.“

1850 – 1854.

verein wurden die Verhältnisse immer unerträglicher, die Disziplinlosigkeit nahm reißend zu. „Im Verein“, schreibt Clara am 30. März 1852 nach einer Probe zur Matthäuspassion, „fehlt jetzt wahrhaft jede Spur von Eifer! Die Damen tun den Mund kaum auf, und sie benehmen sich (einige Gebildete natürlich ausgenommen) so unartig, setzen sich beim Singen, werfen die Füße und Hände um sich, wie so recht ungezogene Jungen, daß es mir immer im Herzen kocht, und wahrhaft könnte mir nichts lieber sein, als wenn Robert sich ganz von dem Verein zurückzöge, denn es ist eine seinem Range nicht würdige Stellung. Ginge es nur sogleich. Doch es hängt vielerlei daran und darum, und manches Schlimme würde daraus entstehen, täte Robert dies; denn dann würde der Verein Konzerte für sich geben wollen und somit die Kräfte zersplittern.“

Es ist natürlich und selbstverständlich, daß bei einer solchen Grundstimmung auch freundlichere Eindrücke, wie z. B. die begeisterte Aufnahme von Schumanns B-dur-Symphonie am 6. Mai 1852 u. a., nur vorübergehende Besserung schaffen konnten, und daß die kleinste beabsichtigte oder nicht beabsichtigte Reibung in sachlichen und formalen Fragen sofort wieder hüben wie drüben den Gegensatz zum Bewußtsein brachte und an und für sich vielleicht gar nicht so wichtige Meinungsverschiedenheiten zu herben Mißklängen verschärfte.

Mißtrauen auf beiden Seiten ist ein schlechter Wächter für die Aufrechterhaltung eines in gegenseitigem vollsten Vertrauen begründeten Vertragsverhältnisses. Schumanns empfangen oder glaubten in dem Verhalten des Konzerkomitees bei jeder Gelegenheit einen Mangel an schuldiger Rücksicht gegen die Bedeutung Roberts als Künstler zu empfinden, der sie um so verletzender berührte, als es im Anfang anders gewesen war. Und das Konzertkomitee wieder, aus dem übrigens im Laufe der Zeit gerade einige von den Mitgliedern ausgeschieden waren, die seinerzeit Schumanns Berufung am eifrigsten betrieben hatten, befand sich insofern in einer peinlichen Lage, als

ein großer Teil des Publikum von Tag zu Tage unverhohlen seiner Mißstimmung über die Berufung eines Mannes Ausdruck gab, der, unbeschadet seiner Bedeutung als Komponist, nach Düsseldorf als Dirigent nicht passe, wie denn die wachsende Disziplinlosigkeit im Chor und im Orchester jedenfalls darauf hinwies, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei. In einem solchen Konflikt in jedem Augenblick und in jeder Äußerung den Takt zu wahren und einen an und für sich begreiflichen lokalen Ärger nicht einen großen Genius entgelten zu lassen, dessen Eigenart, auch wo sie unbequem ist, respektiert werden muß, ist eine fast übermenschliche Aufgabe, die von einem aus Elementen sehr verschiedenen Bildungsgrades zusammengesetzten Konzertausschuß kaum verlangt oder auch nur erwartet werden kann. Ahnte doch keiner damals, daß eine gewisse Apathie und Verträumtheit, die den Dirigenten an seinem Pult vor der Partitur für Augenblicke manchmal ganz vergessen ließ, daß er seines Amtes zu walten habe, wie eine eigentümliche, zeitweilig sich bemerkbar machende Schwerfälligkeit seines mündlichen Ausdrucks, schon Vorzeichen der zerstörenden Krankheit seien; selbst dann nicht, als im Sommer 1852 Schumann so ernstlich erkrankte, daß die Einstudierung und Leitung der beiden ersten Abonnementskonzerte des Winters in seiner Vertretung Julius Tausch übernehmen mußte. Vielmehr trug gerade dieser Zwischenfall dazu bei, die Verstimmung auf beiden Seiten wesentlich zu steigern und schließlich den bis dahin noch immer vermiedenen Zusammenstoß herbeizuführen. Hatte Clara es schon als eine Kränkung empfunden, daß das Publikum sie bei ihrem Auftreten im ersten Abonnementskonzert des Winters 1852, das für sie, da es nicht von ihrem Manne geleitet wurde, ein großes Opfer bedeutete, nicht einmal freundlich empfangen hatte, so wirkte die Kälte, mit der das Publikum den genesenen Schumann selbst am 3. Dezember in dem ersten wieder von ihm dirigierten Konzert aufnahm, fast feindlich.

Daß hier jedenfalls bei einem Teil in der Tat eine Absicht zugrunde lag, sollte sich in den nächsten Tagen schon heraus-

1850 – 1854.

stellen*. Drei Herren des Gesangvereinskomitees richteten an Schumann in höchster Unverfrorenheit die Aufforderung, er möge doch von seinem Amte zurücktreten, das er auszufüllen nicht imstande sei. War dies auch wohl zweifellos eine Entgleisung einiger bevorzugter Taktlosen, die durch Vermittelung der vornehmen Elemente, wie Notar Euler und Dr. Hasenclever, durch Eingreifen des Regierungspräsidenten von Massenbach und, wie es scheint, auch der zu dem Zweck berufenen Generalversammlung notdürftig wieder gutgemacht wurde, und deren Urheber schließlich in demütigster Form sich entschuldigten; daß so etwas vorkommen konnte, war wieder ein böses Zeichen. Der Gedanke ist wohl nicht von der Hand zu weisen, daß die vorübergehende Leitung des Vereins durch Tausch dazu den Anlaß gegeben, und daß seitdem in bestimmten Kreisen der lebhafteste Wunsch bestand, Schumann durch Tausch zu ersetzen. Eine lokal-karnevalistische Färbung nahm diese Gegnerschaft durch die Begründung eines „Antimusikvereins gegen schlechte und schlecht ausgeführte Musik“ an, während gleichzeitig durch Hervorhebung der Tauschschen Leistung in der Presse dafür gesorgt wurde, für ihn als den berufenen musikalischen Führer Düsseldorfs Stimmung zu machen.

Die Vorbereitungen für das rheinische Musikfest, die im Frühling 1853 begannen, brachten nur vorübergehend einen Waffenstillstand. Und dieses selbst, an dem, wie wir noch hören werden, Schumann als Komponist der D-moll-Symphonie größte Triumphe erntete, wurde in der örtlichen wie in der auswärtigen Fachpresse zu Claras großer Entrüstung dafür ausgebeutet, mit mehr oder minder großer Deut-

* Ich lasse zur Ergänzung von Claras Aufzeichnungen die kurzen Notizen Schumanns in seinem Ausgabenbuche folgen: „11. Dezember. Stürmische Konferenz. 14. Frecher Brief des Herrn W. etc. 15. Agitation wegen des Briefes. Besuch v. Hasenclever, Euler und Dietrich. 16. Stürmische Konferenz. 17. Viel Korrespondenz. 18. Erklärung von Herrn von Heister. Gedanken an Fortzug. 19. Besuch von Herrn von Massenbach. 21. Besuch von Herrn Nielo, Voß etc. mit Entscheidung der Generalversammlung. 22. Konferenz bei Geißler. 23. Besuch bei Nielo und Tausch. Dr. Hasenclever mit Brief vom W.“

1850 – 1854.

lichkeit zu betonen, daß der Meister als Dirigent nicht auf der Höhe stehe und in dieser Hinsicht z. B. mit seinem Vorgänger Hiller nicht zu vergleichen sei. Wenn man der Freundesstimmen auch aus guten Tagen über Schumanns Begabung als Orchesterleiter sich erinnert und außerdem bedenkt, daß hier tatsächlich schon ein kranker Mann den Taktstock schwang, so wird man wohl Claras leidenschaftliche Bitterkeit, daß die guten Freunde, wie Dietrich und Hasenclever, dazu schwiegen – „warum beweisen sie ihre Anhänglichkeit und Verehrung nicht durch die Tat? warum lassen sie ihrem „verehrten Meister“ diese Ungerechtigkeit ungerügt antun? ist das rechte Freundschaft? ich sage nein!“ – wohl aus ihrer Seele heraus verstehen, aber nicht als sachlich berechtigt anerkennen können. Daß aber in der Tat die Zustände auch im Orchester unhaltbar waren, erhellt am schlagendsten aus den Vorgängen bei einer Probe von Joachims Hamlet-Ouvertüre am 27. Oktober 1853. Clara selbst schreibt: „Schlimme Probe von Joachims Hamlet-Ouvertüre, die sehr schwer ist und gar nicht gehen wollte, wobei auch allerlei Intrigen ins Spiel kamen. Forberg (Cellist) lief fort, kam später wieder, und niemand sagte ihm darüber ein Wort! Man hätte ihn gleich wieder hinausweisen müssen, kurz es ist hier keine Disziplin, und da ist auch kein Zusammenwirken von Direktor und Orchester möglich!“

Unter diesen Verhältnissen kann es den verantwortlichen Männern schließlich nicht verdacht werden, wenn sie, selbst auf die Gefahr hin, einem so großen und edlen Meister weh zu tun, den Versuch machten, einen neuen Ausweg zu finden und, um Schlimmeres und Schrofferes zu verhüten, eine Art Kompromiß herbeizuführen*.

„Am 7. November“, schreibt Clara, „kamen die Herren Illing

* Schumanns Notizen darüber lauten: „7. November Entscheidender Tag. Unverschämtheiten. 8. Schwanken zwischen Berlin und Wien. Brief an Dr. Herz und Tausch. 9. Bürgermeister Hammers' Brief an das Komitee. 10. Entscheidung für Wien. 17. Viel Korrespondenz. 18. Miserable Menschen hier. 19. Ultimatum. Briefe an den Verein und Herrn Tausch.“

1850 – 1854.

und Herz vom Komitee und teilten mir mit, daß sie wünschten, R. dirigiere in Zukunft nur seine Sachen, das andre habe Herr Tausch versprochen übernehmen zu wollen. Das war eine infame Intrige und eine Beleidigung für Robert, die ihn zwingt, seine Stelle ganzlich niederzulegen, was ich den Herren auch sogleich antwortete, ohne Robert gesprochen zu haben. Abgesehen von der Frechheit, die zu solch einem Schritte einem Manne wie Robert gegenüber gehörte, so war es auch eine Verletzung des Kontraktes, die Robert sich in keinem Fall gefallen läßt. Ich kann nicht sagen, wie sehr ich ent-rüstet war, und wie bitter es mir war, Robert diese Kränkung nicht ersparen zu können: O, es ist ein niederträchtiges Volk hier. Die Gemeinheit herrscht hier, und die Gutgesinnten, z. B. Herren von Heister und Lezak, ziehen sich zurück, mißbilligend aber tatenlos. Was hätte ich darum gegeben, hätte ich mit Robert gleich auf und davon gehen können, doch wenn man 6 Kinder hat, ist das so leicht nicht.

9. November: Robert hat dem Komitee seinen Entschluß, nicht mehr zu dirigieren, mitgeteilt. Tausch benimmt sich wie ein roher ungebildeter Mensch denn er dürfte unter den jetzt obwaltenden Umständen nicht dirigieren und tat es doch, obgleich ihm Robert geschrieben, daß, wenn er es dennoch täte, er (Robert) ihn für keinen wohlmeinenden Menschen halten könne. Die Sache stellt sich überhaupt immer klarer heraus, daß Tausch, scheinbar ganz passiv, die Hauptintrige gesponnen. Hammers (Bürgermeister) benimmt sich sehr freundlich in der Sache und möchte gern vermitteln, wenn's angehe.

10. November: Konzertabend – wir zu Haus. Tausch dirigiert. Robert schrieb ihm heute einen zweiten Brief, den er nicht hinter den Spiegel stecken wird“

Das ist das Bild der Vorgänge, wie es sich in Schumanns Augen darstellte. Die Auffassung aber und die Beweggründe, die den Ausschuß zu einem solchen, unter allen Umständen höchstes Aufsehen erregenden Schritte veranlaßten, sind niedergelegt in einem Bericht des Verwaltungsausschusses des Allgemeinen Musikvereins, den

1850 – 1854.

dieser unter dem 25. November 1853 dem Bürgermeister Hammers erstattete. Dieser hatte nämlich, wie schon aus Claras Äußerungen hervorgeht, und zwar in amtlicher Eigenschaft, Veranlassung genommen, in das zwischen dem städtischen Musikdirektor und dem Komitee des Allgemeinen Musikvereins eingetretene Zerwürfnis einzugreifen. Zu diesem Zwecke hatte er zunächst den Ausschuß um eine genaue Darstellung der Vorgänge ersucht und sandte diese unter dem 5. Dezember an Schumann mit einem mir im Original vorliegenden Begleitschreiben folgenden Inhalts:

„Der Gemeinderat hat in seiner amtlichen Stellung und bei dem großen Interesse, welches die Stadt mit Recht an den musikalischen Leistungen nimmt, welche unter Ihrer Direktion bisher stattgefunden haben, von den Zerwürfnissen Kenntnis nehmen müssen, welche zwischen Ihnen und dem Komitee des Allgemeinen Musikvereins zu seinem Bedauern eingetreten sind, und welche wahrscheinlich die Folge gehabt, daß Sie in den letzten Konzerten die Direktion nicht geführt haben.

Der Gemeinderat hat ein Komitee aus seiner Mitte zur Aufklärung des wahren Sachverhältnisses und Einleitung der etwa nötigen Maßregeln erwählt, und dieses hat zunächst beschlossen, auch von Ihnen sich eine Darstellung der Entstehung jenes Zerwürfnisses zu erbitten, nachdem das Komitee des Allgemeinen Musikvereins eine Darlegung des Sachverhaltes in der Anlage gegeben hat.“

In dem fraglichen Bericht des Verwaltungsausschusses ist nun zunächst der Wortlaut des Protokolls der entscheidenden Sitzung mitgeteilt.

„Protokoll vom 6. November 1853.

Die augenblicklichen Verhältnisse der musikalischen Direktion unsrer Konzerte hatten bei mehreren Mitgliedern des Verwaltungsausschusses den Wunsch hervorgerufen, den Versuch zu machen, daß der Herr Musikdirektor Dr. Schumann sich bewegen lasse, sich bei

1850 – 1854.

der Direktion unsrer Konzerte, mit Ausnahme der Ausführung seiner eignen Kompositionen, durch Herrn Tausch vertreten zu lassen.

Herr Dr. Herz hatte es unternommen, zuvor Herrn Tausch über die Art und Weise dieser Vertretung vertraulich zu fragen, und referierte, daß Herr Tausch erklärt habe, bei seiner hohen Achtung gegen Herrn Dr. Schumann sei er bereit, als Stellvertreter desselben die Abonnementskonzerte zu dirigieren, was er unter einem andern Musikdirektor nicht tun würde. Hierauf wurde, nachdem man sich einstimmig für die Stellvertretung des Herrn Dr. Schumann durch Herrn Tausch erklärt hatte, durch Abstimmung festgestellt, daß die hierüber mit Herrn Dr. Schumann einzuleitenden Verhandlungen mündlich geführt werden sollen, und beschloß man, durch eine ausschließlich aus Komiteemitgliedern bestehende Deputation die Sache mit Herrn Dr. Schumann regulieren zu lassen. Zu dieser Deputation wurden gewählt Herr Vorsitzender Regierungsrat Illing und Dr. Herz, welche dieses Kommissorium übernahmen.“

„Infolge des vorstehenden Beschlusses“, heißt es nun weiter im Bericht, „verfügte ich (der Vorsitzende) mich mit Herrn Dr. Herz zu Frau Dr. Schumann. Wir gaben ihr in möglichst schonender Weise Kenntnis von der Lage der Sache, und da es uns in allseitigem Interesse wünschenswert schien, daß Herr Dr. Schumann nicht sofort eine entscheidende Erklärung direkt an den Ausschuß richte, sondern mit uns konfidentiell die weitem Schritte bespräche, so äußerten wir uns in diesem Sinne gegen Frau Dr. Schumann und erklärten gleichzeitig, daß wir jeden Augenblick zu einer solchen Besprechung bereit seien.

Unsre Vermittlung wurde nicht in Anspruch genommen, vielmehr ging dem Verwaltungsausschusse unterm 9. d. M. ein Schreiben zu, in welchem Herr Dr. Schumann erklärte, daß er in jedem Falle von dem ihm zustehenden Recht, zu rechter Zeit zu kündigen, nämlich vom 1. Oktober 1854 an, Gebrauch machen werde.“

1850 – 1854.

Das dem Bericht in Abschrift beigelegte Schreiben aber lautet:

Düsseldorf, den 9. November 1853.

An den verehrlichen Verwaltungsausschuß des Allgemeinen Musikvereins.

Herr Regierungsrat Illing und Herr Dr. Herz haben mir – mittelbar durch meine Gattin – folgende Mitteilung gemacht, ob ich damit einverstanden wäre, daß Herr Tausch in den Konzerten alle Kompositionen anderer Meister dirigiere außer die meinigen, die selbst zu dirigieren mir überlassen bliebe, wie sie sich denn darüber schon mit Herrn Tausch benommen und dieser sich, wie sie sich ausdrückten, „aus Verehrung gegen mich“ dazu geneigt gezeigt habe, und das ist offenbar sehr anerkennenswert, da es viel schwerer ist, fremde Kompositionen als eigne zu dirigieren. Da nun die genannten Herren noch andeuteten, daß sie im Sinne der übrigen Mitglieder des Ausschusses sprächen, so richte ich meine Erwiderung an denselben. Sie ist diese: Es besteht ein Kontrakt zwischen mir und dem frühern Ausschuß, dem indes noch viele der damals unterschriebenen Mitglieder angehören.

Die wesentlichsten Punkte jenes Kontraktes sind diese:

1. Die Tätigkeit des Musikdirektors erstreckt sich a) auf die Leitungen der Übungen des Singvereins, b) auf die Leitung der Konzerte und der Kirchenmusik, welche der Allgemeine Musikverein unter der Mitwirkung des Singvereins veranstaltet.

2. Unser Kontrakt beginnt mit dem kommenden 1. April. Derselbe wird von Jahr zu Jahr vom 1. Oktober ab in der Art abgeschlossen, daß er von einen oder dem andern Teile wenigstens drei Monate vor jedem 1. Oktober gekündigt werden muß, um den Vertrag mit dem 1. Oktober zu lösen. . . . Da mich nun der jetzige Ausschuß an der Ausübung meiner übernommenen und immer gewissenhaft erfüllten Amtspflichten hindert und ganz vergessen zu haben scheint, daß ein solcher Kontrakt auch ihm gewisse Verbindlichkeiten auferlegt, so nötigt er mich dadurch, durch einen moralischen Zwang, daß ich in keinem Falle irgendwie eine Direktion oder Mitwirkung übernehmen werde, solange nicht der Kontrakt, wie er steht, aufrecht gehalten wird, d. h. daß ich die Direktion ausschließlich allein vertrete, – daß ich aber in jedem Falle von dem

1850 – 1854.

mir zustehenden Recht, zur rechten Zeit zu kündigen, nämlich vom 1. Oktober 1854 an, Gebrauch machen werde.

Auf diese meine Enderklärung bitte ich um eine gleiche.

Des verehrlichen Verwaltungsausschusses

ergebener

R. Schumann.“

Wie wir schon aus Clara Tagebuch wissen, hatte Schumann bereits am folgenden Tage die tatsächliche Folgerung aus dieser Auffassung gezogen, indem er in dem am 10. November stattfindenden Abonnementskonzert nicht erschien, das nun Tausch als Nothelfer wohl oder übel leiten mußte.

Keine Frage, in dem auch nur als Vorschlag oder Anfrage an Schumann herangetretenen Ansinnen des Komitees lag für ihn subjektiv schon an sich eine Kränkung. Ob diese Kränkung durch die Form, in der die mündlichen Verhandlungen mit Clara geführt wurden, noch verschärft wurde, muß dahingestellt bleiben. Ganz ausgeschlossen scheint es mir nach Lage der Dinge nicht, trotz der gegenteiligen Versicherung der Deputierten, an deren gutem Willen und Glauben, „möglichst schonend“ vorzugehen, deshalb nicht gezweifelt werden soll. Das aber ist sicher, daß, mochte das Komitee durch die tatsächlich unhaltbaren Zustände auch in eine Zwangslage versetzt sein, der von ihm eingeschlagene Weg, hinter Schumanns Rücken erst mit Tausch zu verhandeln und den Meister so vor die vollendete Tatsache einer mit einem Dritten getroffenen Vereinbarung zu stellen, auf eine Beleidigung Schumanns hinauslief, die durch keine noch so liebenswürdige Beschönigungsversuche aus der Welt geschafft werden konnte, und der gegenüber Schumann nichts andres übrig blieb, als mit der sofortigen Kündigung zu antworten.

Vollkommen begreiflich ist auch, daß er unter diesen Verhältnissen sich für zu gut hielt, die Direktion überhaupt weiterzuführen. Dagegen war er ebenso zweifellos formell im Unrecht, wenn er diesen Vorschlag des Ausschusses, denn in keiner andern

1850 – 1854.

Form war es bisher an ihn herangetreten, als einen Vertragsbruch auffaßte und sich daraufhin für berechtigt erklärte, seinerseits seine Tätigkeit mit demselben Tage einzustellen. Tatsächlich erwies er damit dem Ausschuß auch der Außenwelt gegenüber einen Dienst, auf den er in dieser Form schwerlich gerechnet hatte, denn er war dadurch mit einem Schlage von allen Schwierigkeiten befreit, die sich zweifellos ergeben haben würden, wenn Schumann in irgend einer Weise auf den Vergleich eingegangen wäre. Daß es die Herren von vornherein darauf abgesehen hatten, durch eine unannehmbare Bedingung den Meister zu verletzen und aus seiner Reizbarkeit Nutzen zu ziehen, möchte ich aber, wenn auch in einigen Seelen dieser Wunsch in der Tiefe schlummern mochte, deswegen nicht annehmen. Denn selbst, wenn die Befriedigung, durch Schumanns schroffe Absage aus einer sehr schwierigen Lage befreit zu sein, sicher dem Ausschuß es verhältnismäßig leicht machte, nicht selber schroff zu werden, so ist doch in dem unter dem 14. November an Schumann gerichteten Antwortschreiben das Bestreben anzuerkennen, bei aller Wahrung ihrer, tatsächlich ja nicht bloß dem Dirigenten sondern auch dem Publikum gegenüber übernommenen und zu wahren Rechte und Pflichten, dem Genius des großen Komponisten all die Rücksicht und Ehrfurcht zu zollen, die sie ihm als technischem Dirigenten versagt hatten.

Es ist datiert vom 14. November.

„Geehrter Herr Doktor!

Die verehrliche Zuschrift vom 9. d. M. beeilen wir uns dem ausgesprochenen Wunsche gemäß zu beantworten. Wir sind uns bewußt, nicht nur in keinem Augenblick unsres kontraktlichen Verhältnisses uneingedenk gewesen zu sein, sondern auch bei all unsern Schritten der hohen Achtung gemäß gehandelt zu haben, welche Ihrem Genius überall gebührt; und wir werden auch nichts tun, was dem widerspräche.

Bei den hier obwaltenden Verhältnissen wurden wir zu der An-

1850 – 1854.

frage gedrängt, welche Ihrer von uns gleichfalls hochgeschätzten und verehrten Gemahlin durch die von uns dazu kommittierten Mitglieder mitgeteilt und von dieser Ihnen übermittlelt wurde.

Wenn wir nun auch das zwischen den Künstlern, welche die Leitung unsrer musikalischen Aufführungen übernommen hatten, und ganz besonders das zwischen Ihnen, geehrter Herr Doktor, und uns bestehende Verhältnis stets für ein zartes und für ein zumal unsererseits auf die rücksichtsvollste Weise zu behandelndes erachtet haben und noch erachten, bei welchem selbst das Aussprechen eines bloßen Wunsches von nicht geringer Bedeutung sein kann, so glauben wir dennoch nicht, daß in einer einfachen Anfrage, spricht sich gleich in derselben auch ein Wunsch aus, oder in einem bloßen Wunsche eine Kontraktwidrigkeit, ja nur eine Verletzung schuldiger Hochachtung gefunden werden kann, zumal wenn dieser Hochachtung wegen die Form der Anfrage gewählt worden ist, und wenn sogar das Gewünschte selbst eine Verletzung des Vertrages nicht enthält.

Außer unserm Verhältnisse zu unserm technischen Dirigenten haben wir auch unsern Kommittenten sowie dem gesamten Publikum, welches sich an unsern musikalischen Aufführungen beteiligt, gerecht zu werden und nach allen Seiten hin Pflichten im Auge zu behalten, deren Erfüllung oft fürwahr nicht angenehm ist, noch leicht gemacht wird. So mißlich es sein mag, zu einer Erörterung über kontraktliche Verhältnisse gewürdigt zu werden, so wenig haben wir eine solche zu scheuen. Verpflichtungen sind auf beiden Seiten, wir werden, solange der Vertrag zwischen Ihnen und uns besteht, nicht unterlassen, unsererseits dasjenige zu leisten, wozu der Vertrag uns verbindet, wie wir nicht anders als erwarten können, daß Sie ebenso bedacht sein werden, den uns gegenüber eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen, wo wir darum zu ersuchen uns erlauben werden. In dieser festen Erwartung wiederholen wir nochmals die Versicherung der vollsten und aufrichtigsten Hochachtung und Verehrung und verharren

Ihr ergebenster

Verwaltungsausschuß des Allgemeinen Musikvereins
 gez. Illing als Vorsitzender
 gez. Wortmann, Sekretär.“

Gleichzeitig hatte der Verwaltungsausschuß beschlossen, „Herrn Tausch zu veranlassen, während der diesjährigen Saison die Konzerte resp. den Teil derselben zu leiten, welche Herr Musikdirektor Schumann nicht dirigiert, und in der künftigjährigen Konzertsaison 1854/55 dem Herrn Tausch die musikalische Direktion der Konzerte zu übertragen*“.

Man sieht, daß auch jetzt noch trotz Schumanns Weigerung formell ihm der in jener Anfrage abgegrenzte Anteil an der Leitung der Konzerte gewahrt ist, jetzt natürlich aber in der sichern Voraussetzung, daß er nicht mehr davon Gebrauch machen werde. Die schon am 24. November angetretene Reise des Schumannschen Ehepaares nach Holland, ihr dadurch bedingtes Fernsein von Düsseldorf bis Weihnachten und der bald darauf erfolgende Ausbruch seiner Krankheit machte allen weitern Verhandlungen und Kämpfen ein Ende.

Es würde aber den tatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechen, wenn man sich die Düsseldorfer Jahr als beständig von diesen Konflikten und Widerwärtigkeiten beschattet und die beiden Künstler wie unter einem immerwährenden gemütlichen Druck stehend vorstellen wollte. Im Gegenteil, trotzdem gerade das, was sie nach Düsseldorf gelockt, sich sehr bald als eine Täuschung erwies, und infolgedessen der Gedanke, wieder fortzugehen, wie ein ungeduldiges Kind, fast vom ersten Augenblick an, bald laut, bald leise, an der Tür rüttelte, in andrer Hinsicht boten ihnen diese letzten Jahre ihres Zusammenseins doch soviel an freudigen und erhebenden Eindrücken verschiedenster Art, daß erst die immer tiefer fallenden Schatten der Krankheit das starke Glücksgefühl, das in ihnen beiden lebte, trüben und erschüttern konnten.

* Bei Mitteilung dieses Beschlusses war aber, wie in dem betreffenden Bericht an den Bürgermeister betont wurde, „Herr Tausch ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht“, daß die Disposition über das Gehalt der Musikdirektion der Stadt zustehe, und daß der Verwaltungsausschuß „nur die Verpflichtung übernehmen könnte, Herrn T. als den einzigen Kandidaten des Verwaltungsausschusses in Vorschlag zu bringen.“

1850 – 1854.

Vor allem war es ein Glück, daß Clara fast bis zum Eintritt der Katastrophe doch ganz ahnungslos über den Ernst der Lage blieb. Während Fernerstehende, und namentlich gelegentlich vorschneidende alte Freunde, mit Sorge Veränderungen und krankhafte Störungen, besonders im Sprechen, schon verhältnismäßig früh beobachteten, legte sie selbst diesen Erscheinungen, an die sie als kommende und gehende gewöhnt war, um so weniger Gewicht bei, als das subjektive Krankheitsgefühl – in Form von Melancholie und Angstzuständen – in diesen Jahren bei Schumann zunächst viel weniger stark hervortrat als früher, und als gleichzeitig seine schöpferische Tätigkeit, statt zu erlahmen, sich immer noch steigerte. Auch darin befand Clara sich in einer Selbsttäuschung, daß sie das in dem Gehalt dieser Leistungen zutage tretende Nachlassen und allmähliche Versiegen der Gestaltungskraft nicht erkannte, jedenfalls es vor sich selbst und andern nicht Wort haben wollte. Sie sah mit den Augen des Geliebten, und wenn diese freudig aufleuchteten über etwas Gelungenes, so war es gut, und wer anders urteilte, hatte unrecht. Das Gefühl des Einsseins mit ihm und das leidenschaftliche Bestreben, diese Solidarität gegenüber aller Welt immer wieder zum schärfsten Ausdruck zu bringen, wurde von Jahr zu Jahr stärker, vielleicht gerade in dem dunkeln Gefühl, daß das Abwehren aller und jeder Kritik, die sich gegen seine Person richtete, der einzige Schutz sei gegen kritische oder zweifelnde Regungen im eignen Innern. Es macht für den Außenstehenden einen fast beklemmenden Eindruck, zu sehen, wie sie z. B. urteils- und bedingungslos in seiner ekstatischen Schwärmerei für die Gedichte Elisabeth Kulmanns ebenso mitgeht wie in dem alle Besucher des Hauses geradezu unheimlich berührenden fanatischen Glauben an die Wunder des Tischrückens, der schon im Frühling 1853 bei Schumann entschieden krankhafte Formen annimmt; wenn sie ganz harmlos von einem während des Musikfestes in ihrem Hause veranstalteten Tischrücken erzählt: „Robert wurde ganz lustig davon, wie immer, wenn er sich nicht ganz wohl fühlt,

1850 – 1854.

und fängt er seine Manöver mit den Tischen an, so wird er ganz wohl und angenehm aufgeregt“, oder ein andermal ernsthaft berichtet: „R. ist ganz entzückt von dieser Wunderkraft und hat ordentlich das Tischchen lieb gewonnen und ihm ein neues Kleid (d. h. eine neue Decke) versprochen“ (April 1853).

Für sie war und wurde eben jede Äußerung seines Wesens eine Art Offenbarung und seine Ansicht auch in den Fragen, in denen sie selbst ein Urteil hatte, die allein maßgebende. Die einzige Trübung verursachte es, wenn diese letzte und höchste Instanz in allen Dingen mit ihren eignen künstlerischen Leistungen sich unzufrieden erklärte. Denn wie ein Lob von ihm ihr einen ganzen sonst verlorenen Konzertabend aufwog, ebenso schmetterte eine abfällige Äußerung oder auch nur Miene von ihm sie mitten im tosenden Beifall des Publikums in tiefste Verzweiflung. Und er hatte gelegentlich eine sehr verletzende und schroffe Art, die zuzeiten ihr Selbstvertrauen vollkommen lähmte, ohne daß er sich offenbar über die Tragweite seines Verhaltens klar gewesen wäre. Auf diese Weise ward ihr zum Beispiel das erste eigne Konzert, das sie am 9. November 1850 in Düsseldorf gab, und das ihr den größten Beifall des Publikums einbrachte, ein Tag tiefen Kummers. Das entgegen der ursprünglichen Absicht anstelle des Quintetts im letzten Augenblick ins Programm aufgenommene D-moll-Trio verfehlte seine Wirkung auf das Publikum, nach Claras Meinung, weil es für das Publikum beim erstenmal hören zu schwer war, während Schumann die Schuld auf Claras schlechtes Spiel schob, „was mich entsetzlich betrübte, denn ich hatte es mit all meiner Kraft und all meinem besten Willen gespielt, und dachte für mich, so gut ist es doch noch nicht gelungen, desto bitterer war es daher für mich, statt eines freundlichen Wortes die bittersten, entmutigendsten Vorwürfe zu hören.“ Auch ihr Vortrag der F-moll-Sonate von Beethoven fand an jenem Abend keine Gnade vor seinen Augen, obgleich das Publikum sie begeistert aufnahm! „Ich weiß kaum mehr,

1850 – 1854.

wie ich noch spielen soll,“ klagt sie in völliger Verzweiflung, „während ich mich bemühe, den Sänger möglichst zart und nachgebend zu begleiten, spricht Robert, meine Begleitung ist ihm schrecklich! Müßte ich nicht mein Spiel benutzen, um auch etwas zu verdienen, ich spielte wahrhaftig keinen Ton mehr öffentlich, denn was hilft mir der Beifall der Leute, wenn ich ihn nicht befriedigen kann.“

Aber trotzdem sie in diesen Jahren unter strenger und sicher oft überstrenger Kritik des Geliebten zu leiden hatte, und trotzdem in den Düsseldorfer örtlichen Musikverhältnissen auch nicht gerade ein besonderer Ansporn zu einer sie auch innerlich selbst befriedigenden öffentlichen musikalischen Tätigkeit geboten war, so sollte doch gerade in diesem Zeitraum, diesen und andern vor allem aus den mit der zunehmenden Schar der größer werdenden Kinder erwachsenen häuslichen Nöten und Sorgen und Abhaltungen zum Trotz, ihre künstlerische Persönlichkeit eine Vertiefung und zugleich ihr künstlerischer Ruf eine Erweiterung erfahren, die wieder Freude und Licht auch in dunkle Stunden, jetzt und später, hineinbrachte. Freilich die lang ersehnte und oft geplante Reise nach England, zu der der von Jahr zu Jahr dort wachsende Ruhm Schumanns gleicherweise lockte wie direkte Einladungen von verschiedenen Seiten, mußte einstweilen Plan bleiben, da immer im entscheidenden Augenblick Mutterpflichten Clara die Ausführung unmöglich machten. Aber davon abgesehen, erwies sich doch die Lage Düsseldorfs als sehr günstig, um neuen Boden zu gewinnen, zunächst das Rheinland selbst, das Clara ja bisher noch nicht betreten hatte. Köln, Barmen, Elberfeld und Bonn. In Köln war es vor allen Dingen das Gürzenichorchester, das sich in diesen Jahren unter Hillers Leitung überraschend schnell zu einem, höchsten Aufgaben gewachsenen, durch seine Auffassung, Temperament und Klangsönheit, im ganzen wie in den Einzelstimmen, sich auszeichnenden Grundpfeiler für das gesamte musikalische Leben des Rheinlandes entwickelte, das ihr als Hörender und Mitwirkender immer wieder Anregung und Freude bereitete. In Elberfeld und Barmen be-

rührte sie besonders wohltuend der vornehme Geist, in dem das reiche Bürgertum jener Städte beste Musik als einen selbstverständlich notwendigen Begleitakkord des sonst ganz in materiellen Interessen aufgehenden Berufslebens pflegte, und die Liebenswürdigkeit und der Takt, mit dem man ihr persönlich entgegenkam und Gastfreundschaft erwies. Das kleine Bonn, das damals wesentlich noch mit dilettantischen Kräften seine musikalischen Aufführungen bestreiten mußte, konnte natürlich mit den großen Schwesterstädten nicht wetteifern, entzückte aber immer wieder bei wiederholten Besuchen durch seinen landschaftlichen Reiz wie durch die mehr vergeistigten Ausdrucksformen rheinischer Geselligkeit, wie sie der Verkehr mit dem Heimsoethschen Hause, mit Simrock, mit dem Bürgermeister Kaufmann ihnen erschloß.

So wurden in diesen Jahren schon die Keime gelegt zu dem ganz persönlichen Verhältnis, in dem Clara bis zu ihrem Lebensende zum Rheinland gestanden, die aber eigentlich Frucht erst tragen sollten in den schweren Jahren, die folgten. Während Schumanns amtlicher Tätigkeit in Düsseldorf war das insofern erschwert, als schließlich doch die unliebsamen Erfahrungen dort, mehr als vielleicht beiden zum Bewußtsein kam, die Pflege herzlicher Beziehungen in der Nachbarschaft und ein Festwachsen in dem Boden überhaupt beeinträchtigten. Namentlich litten darunter entschieden die Beziehungen zu manchen rheinischen Kollegen, vor allem zu Hiller, den beide in all diesen Jahren mit einem gewissen Mißtrauen betrachteten, das sicher, wie die Folgezeit bewies, in dem Grade nicht berechtigt war. Es erklärt sich aber, ganz abgesehen von Meinungsverschiedenheiten in rein musikalischen Geschmacksfragen, vor allem aus der Beobachtung, wie schnell und scheinbar spielend dem weltgewandten Frankfurter auf diesem Boden alles glückte, der für die Innerlichkeit Schumanns kein Verständnis zu haben schien. Naturgemäß mußten solche Vergleiche und daraus Reibungen sich bei fast jeder Berührung auf dem gemeinsamen Wirkungsgebiet herausstellen, und bei Robert und Clara das Gefühl,

1850 – 1854.

doch eigentlich in diese Welt nicht so recht hineinzupassen, verstärken. Vor allem machte sich das bemerkbar an musikalischen Festtagen, wie dem Sängerkonvent im August 1852, bei dem Schumann trotz schweren Unwohlseins schließlich am 3. August seine Ouvertüre zu Shakespeares „Julius Cäsar“ dirigierte, ohne daß das Werk auf das allerdings sehr gemischte Publikum, und noch dazu bei sehr ungünstiger Aufstellung des zu schwachen Orchesters, einen nennenswerten Eindruck gemacht hätte. Schwerer wogen aber aus naheliegenden Gründen die Erfahrungen des folgenden Jahres, bei dem 31. niederrheinischen Musikfest, Pfingsten 1853, wo als Dirigent Hiller zweifellos mit der neunten Symphonie den Vogel abschloß, während Schumann zwar mit der D-moll-Symphonie eine begeisterte Aufnahme fand, wie ihm noch nie in den Rheinlanden zuteil geworden, aber mit seiner für das Fest komponierten und, wie er hoffte und glaubte, so recht aus rheinischem Empfinden herausgeschaffenen „Festouvertüre mit Schlußchor über das Rheinweintlied“, das den Beschluß des 3. Konzerts bildete, keinen rechten Widerklang zu wecken vermochte. Um so mehr konnten ihn diese und ähnliche Erfahrungen verstimmen, als er gerade in seinem musikalischen Empfindungsleben von Anfang an nicht ungerne, und mit Vorliebe sogar, sich von Eindrücken, die ihm seine Umgebung zutrug, zu eignen Schöpfungen anregen ließ und als Musiker keineswegs so exklusiv sich dem rheinischen Leben gegenüber verhielt, wie er es als Mensch zu tun schien. Für die erste große in Düsseldorf entstandene Komposition, die Es-dur-Symphonie, gab der Anblick des Kölner Domes die erste Anregung, und auch sonst „schimmern in ihr wohl Bilder des rheinischen Lebens durch“ (Spitta), wie denn überhaupt auch, von besondern Beziehungen – z. B. der Messe – abgesehen, die schöpferische Tätigkeit Schumanns in diesen Jahren, trotz der sehr gewissenhaft und ernst genommenen amtlichen Berufspflichten, trotz mancher Störungen durch Krankheit und längere Reisen, quantitativ gegen früher womöglich noch eine Steigerung

zeigt, und zwar gleichmäßig auf allen bisher von ihm gepflegten Gebieten. Daß sie qualitativ aber nur zum Teil auf der alten Höhe stehen, ist leider nicht zu verkennen. In diesem Rahmen ist es nicht Aufgabe, diesen künstlerischen Zersetzungsprozeß in allen seinen Phasen nachprüfend kritisierend zu verfolgen, würde es auch dann nicht sein, wenn dem Verfasser die Fachkenntnis zu Gebote stände, über die er nicht verfügt. Auch eine chronologische Verzeichnung der einzelnen Kompositionen, wie sie frühere Angaben ergänzend und berichtigend sich wohl aus Schumanns Notizen geben ließen, scheint mir nicht angebracht. Wohl aber wird es willkommen sein, die Widerspiegelungen seiner schöpferischen Tätigkeit zu verfolgen, wie sie uns aus Claras Tagebuchaufzeichnungen entgegentreten, die keineswegs alles, was in diesen Jahren entstanden war, festhalten, die aber das für uns in diesem Zusammenhang Wesentliche gewähren: den Einblick in die Stimmungen, aus denen die bedeutendsten von ihnen erwachsen, und zugleich eine Vorstellung der Resonanz, die sie unmittelbar im engsten und weitern Kreise weckten.

Von den Hemmnissen der schöpferischen Tätigkeit, die aus der unglücklichen Lage der ersten Wohnung erwachsen, haben wir schon gehört. Es ist deshalb kein Wunder, wenn erst seit dem November 1850 das Tagebuch wieder regelmäßig über Arbeiten Roberts zu berichten weiß*.

Am 16. November schreibt Clara: „Robert arbeitet jetzt an etwas, das ich nicht weiß, da er es mir nicht sagt. Im vorigen Monat hat er ein Violoncellkonzert** komponiert, das mir sehr gefällt und mir besonders so recht im Cellocharakter geschrieben erscheint“***

* Die erste Arbeit in Düsseldorf war übrigens schon im September 1850 die Instrumentation des Rückertschen Neujahrsliedes gewesen. Vgl. oben S. 198.

** Op. 129.

*** Am 11. Oktober 1851 schreibt sie darüber eingehender: „Ich spielte Roberts Violoncellkonzert einmal wieder und schaffte mir dadurch eine recht musikalisch

1850 – 1854.

Das „Unbekannte“ aber war die Es-dur-Symphonie gewesen, mit der er sie am 9. Dezember überraschte. „Ich staune immer“, schreibt sie nach der ersten Aufführung in Düsseldorf am 6. Februar 1851, „über die Schöpferkraft Roberts, – immer wieder ist er neu in Melodien, Harmonien, wie in der Form . . . Welcher der 5 Sätze mir der liebste, kann ich nicht sagen . . . Der vierte jedoch ist derjenige, welcher mir noch am wenigsten klar ist; er ist äußerst kunstvoll, das höre ich, doch kann ich nicht so recht folgen, während mir an den andern Sätzen wohl kaum ein Takt unklar blieb, überhaupt auch für den Laien ist die Symphonie, vorzüglich der zweite und dritte Satz sehr leicht zugänglich.“

„Schönes“, heißt es am Silvesterabend 1850, „hat Robert in diesem Jahr geschaffen, noch heute das Jahr mit einer neuen Overtüre zur „Braut von Messina“ beschlossen.“

Jenem innern Gesetz entsprechend, dessen Walten wir schon oft bei Schumann beobachteten, dem Gesetz des gruppenweisen Loslösens und Ausreifens künstlerischer Motive in einer bestimmten Form, folgten der neuen Overtüre im selben Jahre noch zwei. Den 17. Januar schreibt Clara: „Robert arbeitet unaufhaltsam fort. Jetzt hat er wieder eine Overtüre zu „Julius Cäsar“ in Arbeit. Die Idee, zu mehreren der schönsten Trauerspiele Overtüren zu schreiben, hat ihn so begeistert, daß sein Genius wieder von Musik übersprudelt.“ Waren diese – am 2. Februar vollendete – und die Overtüre zu „Hermann und Dorothea“, die 1851 als Überraschung, in zwei Tagen komponiert und instrumentiert, auf Claras Weihnachtstisch lag, – „ich so aus der Partitur sehen kann“, schreibt sie, „so ist sie höchst eigentümlich, kriegerisch und anmutig zugleich“, – wohl mit aus dem Wunsche ans Licht gerufen, für die Düsseldorfer Orchesteraufführungen

glückliche Stunde. Die Romantik, der Schwung, die Frische und der Humor, dabei die höchst interessante Verwebung zwischen Cello und Orchester ist wirklich ganz hinreißend, und dann von welchem Wohlklang und tiefer Empfindung sind alle die Gesangstellen darin! . . . “

kürzere wirkungsvolle Sachen zu schaffen, so wurde dem Chor in diesem Jahr mit „der Rose Pilgerfahrt“ eine dankbare Aufgabe gestellt, bei der dem Dichter wie dem Komponisten wohl die Peri als Vorbild vorschwebte, die freilich weder poetisch noch musikalisch erreicht wurde.

„Trotz des fast unerträglich störenden Gassenlärms der unglücklichen Wohnung“, schreibt Clara Ende Mai 1851, „trotzdem schafft er doch soviel des Herrlichen! – Diesen Monat hat er ein Gedicht „der Rose Pilgerfahrt“ von einem Chemnitzer, namens Horn, für Sopran, Alt, Tenor, Baß und kleinen Chor mit Klavierbegleitung komponiert.“

Am 6. Juli wurde der schöne, etwa 60 – 70 Personen fassende Musiksalon der wenige Tage zuvor bezogenen neuen Wohnung mit einer Morgenaufführung des Werkes durch einen Chor von 24 Personen eingeweiht. „Den Leuten allen schien die Komposition“, schreibt Clara, „sehr gefallen zu haben. Doch werden sie sie noch anders begreifen, wenn sie sie öfter hören und das Gedicht genauer kennen* . . . Präsident von Massenbach meinte, wenn man ein Logis mit so herrlicher, frommer Musik einweihe, müsse es einem doch gut darin gehen.“ Das sollte sich bewahrheiten, jedenfalls übte die Stille und Behaglichkeit der neuen Räume auf die Schöpferlust Schumanns einen sichtlich belebenden Einfluß aus, denn der Herbst dieses Jahres brachte noch einen reichen Erntesegen, der in der Uner schöpflichkeit und der Leichtigkeit des Hervorbringens an die besten Jahre erinnerte.

Doch war das Düsseldorfer Arbeitszimmer nur die Stätte, in der die Frucht gekeltert wurde; im stillen gereift war sie unter anderer Sonne, auf einer gemeinsamen Reise durch Süddeutschland und die Schweiz, die sie in der zweiten Hälfte des Juli (1851) unter-

* Es war noch kein Textbuch gedruckt, und die Dichtung infolgedessen den Gästen vor der Aufführung nur einmal vorgelesen worden.

1850 – 1854.

nahmen und deren Eindrücke beiden unvergeßlich blieben. „Es war die schönste Reise“, schreibt Clara am Schlusse, „die Robert mit mir gemacht.“ Die Erinnerung an sie leuchtete auch, wie wir noch hören werden, in die graue Dämmerung des Endericher Krankenzimmers hinein. „Schon in Bonn, als wir aufs Schiff kamen, dort, wo es von lustigen Studenten wimmelte, der Himmel so freundlich sah, der Rhein so schön grün, dabei lustige Musik, da wurde auch er heiter und blieb es.“ Ursprünglich war nur eine Rheinreise geplant, aber in Abmannshausen wurde die „kühne Idee“ gefaßt, die Reise bis zur französischen Schweiz auszudehnen. Man fühlt aus den Tagebuchblättern den Pulsschlag einer gesteigerten Lebensfreudigkeit, je weiter die Fahrt nach Süden geht. Ein wundervoller Sommertag in Heidelberg, „das zu erblicken ich sehr ungeduldig war, hatte mir doch Robert so oft von der schönen Zeit, die er dort verlebte, gesprochen.“ Das Lied von der alten Burschenherrlichkeit klingt aus der Ferne: „Robert fand alles wie vor alters, dieselben alten Häuser, noch angestrichen wie vor 22 Jahren, denselben wohlschmeckenden weißen Wein, dasselbe Bier am Wolfsbrunnen, nur die Menschen nicht mehr wie damals! sein alter Wirt lebt noch, jedoch auf dem Lande, seine Kollegen waren alle fort, zerstreut in die Welt, nur eine alte Engländerin, Madame Michel, die damals das erste Haus in Heidelberg gemacht, besuchten wir – Robert fand sie aber wieder mit weißem Haar und recht alt geworden. Warum kann es nicht mit den Menschen sein wie mit der Natur, wo alles immer wieder frisch grünt und prangt.“ Dann geht's über Baden-Baden – dessen „Kultur“ mit der Heidelberger Romantik seltsam kontrastiert, „doch gewiß auch seinen großen Reiz hat“, – und Basel in die Schweiz. In Genf, „schön aber elegant“, wandert man auf Rousseaus Pfaden und erlabt sich an „merkwürdig billigem Champagner – 1 ½ Frcs. die Flasche!“ Dann mit der Diligence im Sonnenschein nach Chamouny. Beim Eintritt in Sallanches zum erstenmal der Montblanc in voller Pracht, und in Chamouny im

Hotel Royal liegt er vor ihrem Zimmer, „gerade als hätte ihn der liebe Gott für uns dahin gestellt.“ Fröhlich lauschen sie dem Geläut der Herdenglocken. Den Glanzpunkt bildet aber auf der Rückreise, nach regnerischer Fahrt über den Genfer See, Vevey bei durchbrechender Sonne, „man glaubt sich der Erde entrückt in eine Zauberwelt, herrlicher sah ich nie eine Natur!“ Der Plan, über Freiburg mit den schwebenden Brücken und dem Dome mit der herrlichsten aller Orgeln, aber einem erbärmlichen Organisten, und Bern nach Thun und Interlaken zu gehen, wurde leider durch anhaltenden, strömenden Regen vereitelt. So sahen die Reisenden nur kurz vor Bern für einen Augenblick aus der Ferne die Jungfrau und traten von Bern die Rückreise, die wegen der überall ausgetretenen Flüsse noch vielfach gehemmt und erschwert wurde, schweren aber dankbaren Herzens an; am 5. August waren sie wieder in Düsseldorf.

Ehe sie sich aber wieder behaglich in ihren vier Wänden zurechtfinden, brachte noch eine am 16. August angetretene Reise nach Antwerpen und Brüssel ein eigenartiges Nachspiel, das keineswegs unbedingt wohlklingend genannt werden kann. Nach Antwerpen rief Schumann die übernommene Pflicht, als Preisrichter in dem großen Männergesangswettstreit seines Amtes zu walten. „Der schrecklichste aller Tage sollte heute für Robert anbrechen“, schreibt Clara am 17. August. Mit Recht. Denn da die Herren sich in der Zeitberechnung versehen hatten, mußten die unglücklichen Preisrichter von 11 Uhr vormittags, statt bis 7 Uhr, bis 11 Uhr abends sitzen, mit nur einer Stunde Unterbrechung – „und was für Kompositionen! Die französischen Vereine sangen alle nur das schlechteste Zeug.“ Die Eindrücke des folgenden Tages aber, die schöne, alte Stadt, die würdige, glanzvolle Feier der Preisverteilung, aus der der Kölner Männergesangverein als Sieger hervorging, die Liebenswürdigkeit ihrer deutschen Wirte, die Familie des Kaufmanns Fester, die Kunstschätze, vor allem Rubens, zerstreuten schließlich doch die Wolken, und am folgenden Tage wurde Brüssel in guter Stimmung

1850 – 1854.

besucht und alle Sehenswürdigkeiten, auch „das spaßhafte Männchen“, gebührend bewundert. Ein Besuch bei Camilla Pleyel* bereitete Clara eine angenehme Enttäuschung. „Ich freute mich sehr, sie kennen zu lernen, von der ich soviel gehört, und fand mich sehr überrascht durch ihre große Liebenswürdigkeit, in der sie mir so ganz natürlich erschien.“

Noch ein zweites Nachspiel bereitete den am 22. August glücklich Heimgekehrten, ehe sie noch wieder sich recht besonnen hatten, ein Besuch von Liszt mit der Fürstin Wittgenstein, der, am Vorabend von Mariens Geburtstag gekommen, eine für diesen Tag geplante Kindergesellschaft in alle Winde zerstreute. Denn „so Liszt hinkommt“, schreibt Clara am 1. September, „da ist gleich alle häusliche Ordnung umgestoßen, man wird durch ihn in eine fortwährende Aufregung versetzt. . . . Nachmittags 5 Uhr kam Liszt mit seiner (zukünftig sein sollenden Gemahlin) Fürstin Wittgenstein, deren 14jährigen Tochter und Gouvernante. Wir waren überrascht, in der Fürstin eine ziemlich matronenartige Frau zu finden, die nur durch ihre Liebenswürdigkeit und ihren Geist und feine Bildung, was sie alles im wahren Sinn des Wortes besitzt, ihn fesseln kann. Sie verehrt und liebt ihn leidenschaftlich, und er selbst sagte dem Robert, daß die Frau eine unbeschreibliche Ergebenheit für ihn zeige. Nur die Tochter, ein liebes Wesen, macht einem einen wehmütigen Eindruck, sie hat etwas Gedrücktes, Melancholisches in ihrem Aussehen. . . . Wir musizieren sehr viel, zweite Symphonie vom Robert (8händig), aus dem Album Springbrunnen und Kroatenmarsch, dann den ganzen Kinderball, und zum Beschluß spielte er ein neues Konzertstück und einige seiner „Harmonien“. Er spielte, wie immer, mit einer wahrhaft dämonischen Bravour, er beherrscht das Klavier wahrhaft wie ein Teufel (ich kann mich nicht anders ausdrücken . . .), aber ach, die Kompositionen, das war doch zu schreckliches Zeug! Schreibt

* Vgl. Bd. I S. 377 f.

1850 – 1854.

einer jung solch Zeug, so entschuldigt man es mit seiner Jugend, aber was soll man sagen, wenn ein Mann noch so verblendet ist. . . . Wir waren beide ganz traurig gestimmt darüber, es ist doch gar zu betrübt. Liszt selbst schien betroffen, daß wir nichts sagten, doch das kann man nicht wenn man so bis ins Innerste indigniert ist.“

Unmittelbar aber nach diesen, in mehr als einer Beziehung herben musikalischen Dissonanzen forderte die durch die Höhenluft der Schweizer Bergriesen neu gestärkte Schöpferkraft ihr Recht. Und wenn die erste Hälfte des Jahres der Arbeit für Chor und Orchester gewidmet gewesen war, sollte jetzt auch Claras eigner Kunstübung ihr Recht werden.

„Robert arbeitet“, schreibt Clara am 15. September 1851, „sehr fleißig etwas Neues*; ich kann ihm aber nicht entlocken, was; vermute jedoch, es sei ein Stück für Klavier und Violine, hab ich recht?“ – 18. September. „Ich hatte recht vermutet, R. hat eine neue Sonate für Klavier und Violine** komponiert, doch lerne ich sie noch nicht kennen, da sie jetzt beim Notenschreiber ist.“ 25. September. „Roberts neue Sonate . . . habe ich nun kennen gelernt und bin sehr entzückt davon. Der ganze Charakter der Sonate gefällt mir außerordentlich, und ich kann gar nicht erwarten, bis Wasielewski kommt, daß ich sie mit ihm spielen kann.“

Am Abend des 15. Oktober kam Wasielewski zurück, am 16. schreibt Clara: „Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte gleich heute Roberts neue Sonate probieren. Wir spielten sie und fühlten uns ganz besonders durch den ersten sehr elegischen, sowie den zweiten

* Unter demselben Datum erwähnt sie: „R. hat drei Klavierstücke von sehr ernstem leidenschaftlichen Charakter komponiert, die mir außerordentlich gefallen.“ Gemeint sind die „Drei Phantasiestücke für Pianoforte“. Op. 111, die nach Schumanns Aufzeichnungen, unmittelbar nach der Rückkehr aus der Schweiz vor der Reise nach Antwerpen entstanden sind.

** Sonate in A-moll für Pianoforte und Violine. Op. 105. Nach dem Handexemplar: Düsseldorf 12.–16. Sept. 1851. Zum erstenmal öffentlich gespielt von Clara und David in Leipzig im März 1852.

1850 – 1854.

lieblichen Satz ergriffen, nur der dritte, etwas weniger anmutige, mehr störrische Satz wollte noch nicht so recht gehen.“

Schon am 11. Oktober aber hatte sie geschrieben: „Robert arbeitet sehr fleißig an einem Trio für Klavier, Violine und Violoncell, doch läßt er mich durchaus nichts davon hören, als bis er ganz fertig ist – ich weiß nur, daß es aus G-moll geht.“ Am 27. Oktober ward es zum erstenmal probiert und machte auf Clara „einen gewaltigen Eindruck“. „Es ist originell, durch und durch voller Leidenschaft, besonders das Scherzo, das einem bis in die wildesten Tiefen mit fortreißt. Was ist es doch Herrliches um einen so rastlos schaffenden gewaltigen Geist, wie preise ich mich glücklich, daß mir der Himmel Verstand und Herz genug gegeben hat, diesen Geist und dies Gemüt so ganz zu erfassen. Oft befällt mich eine heiße Angst, wenn ich daran denke, welch glückliches Weib ich bin vor Millionen andern, und dann frage ich oft den Himmel, ob es auch nicht zuviel des Glückes ist. Was sind alle Schattenseiten, die das materielle Leben mit sich bringt, gegen die Freuden und die Wonnestunden, die ich durch die Liebe und die Werke meines Robert genieße“,

Schon am 4. November ist neues zu berichten: „Robert arbeitet fleißig an einer zweiten Sonate für Klavier und Violine**“. Ich brenne vor Ungeduld danach.“ Am 15. November aber heißt es: “heute hatten wir einmal wieder einen selten genußreichen Abend bei uns. Wasielewski, Reimers, Tausch, Dietrich, Frl. Leser, Hartmann und Prof. Hildebrand waren bei uns, und da spielte ich mit den ersten beiden das Trio in G-moll von Robert, und wahrhaft begeistert waren wir alle. Vorher aber hatte ich mit Wasielewski Roberts eben vollendete zweite Sonate in D-moll probiert Sie ist wieder

* Drittes Trio (G-moll) für Pianoforte, Violine und Violoncell. Op. 110. Nach dem Handexemplar: Düsseldorf vom 2.–9. Oktober 1851.

** Zweite große Sonate für Violine und Pianoforte (D-moll). Op. 121. Nach dem Handexemplar: Düsseldorf vom 26. Oktober–2. Nov. 1851.

von einer wunderbaren Originalität und einer Tiefe und Großartigkeit, wie ich kaum eine andre kenne, – das ist wirklich eine ganz überwältigende Musik*.“

Der Instrumentierung von „der Rose Pilgerfahrt“ galt die Hauptarbeit des November, und die des Dezember der Neuinstrumentierung der D-moll-Symphonie**. Den Beschluß machte, wie schon erwähnt, die Ouvertüre zu „Hermann und Dorothea“, „mit großer Lust in wenig Stunden geschrieben“.

Auch das neue Jahr schien unter günstigen Auspizien für den Komponisten zu beginnen. „Robert“, schreibt Clara am 1. Januar 1852, „begannt das neue Jahr mit einem Werke „Des Sängers Fluch“ von Uhland . . . wie er es begonnen mit höchster Begeisterung, so beendete er es am 6. Januar und spielte es mir noch denselben Abend vor. Lange war ich nicht von einer Musik so ergriffen welch einen Eindruck muß dies Werk machen instrumentiert!“ Diese Schaffensfreudigkeit blieb auch in den ersten Monaten des Jahres lebendig. Am 22. Februar schreibt Clara wieder: „Robert ist jetzt wieder außerordentlich fleißig! er ist am Komponieren einer Messe und beendete heute, nachdem er kaum 8 Tage daran gearbeitet, die Anlage des Ganzen.“

Die Arbeit erfuhr aber zunächst eine Unterbrechung durch eine am 5. März gemeinsam angetretene Reise nach Leipzig, wohin eine Einladung zur Aufführung von „der Rose Pilgerfahrt“, ihn und Clara zur Mitwirkung in einem Gewandhauskonzert zog; ein Plan, damit gleichzeitig einen Abstecher nach Weimar zur ersten Aufführung des Manfred zu verbinden, zerschlug sich.

* Spitta (Robert Schumann, Ein Lebensbild S. 85) konstatiert sowohl für das dritte Trio wie vor allem für die beiden Violinsonaten, „die man kaum ohne peinliche Empfindung hören kann“, die deutlichen Zeichen der Erschöpfung. Clara Schumann hat dazu am Rande ihres Exemplars bemerkt: „Das kann man doch nicht von der A-moll-Sonate und dem 2., 3. und 4. Satz der D-moll-Sonate sagen? Nur der erste Satz der D-moll-Sonate hat etwas rhythmisch Peinliches.“

** Vgl. oben S. 31.

1850 – 1854.

Es war das erste Mal, daß sie wieder den Heimatboden nach zweijähriger Pause betraten, und die alte Musen-, Musiker- und Buchhändlerstadt grüßte sie wieder mit dem ganzen Zauber der Heimat. „Wir hatten unsre Stübchen wie früher (bei Preußers), nur die Nachtigallen fehlen. Am Bahnhof erwarteten uns Wenzel und Grabau, welch letzterer den Namen „der Quartettvater“ (er hat sich jetzt wieder ein neues Quartett herangezogen) bekommen hat. Er ist immer der alte Enthusiast und unermüdlich, gilt es Musik. Bei Preußers kaum angelangt, besuchte uns gleich Dr. Härtel er bleibt auch der alte überaus dienstfertige Freund! Manchmal fährt er sich wohl gar gewaltig in die Haare, doch das tut nichts, es ist nicht so schlimm.“ Schöne Tage folgten. Da wurde bei Grabau mit David das D-moll-Trio probiert, und der Abstand zwischen seiner Kunst und dem guten Willen der Düsseldorfer Genossen wohlthätig empfunden. Und vor allem, als er nach einem „trefflichen Diner“ beim Fürsten Reuß mit Clara die A-moll-Sonate vom Blatt spielte mit „dem ihm eignen vollen großen Ton“ und „hinreißender Genialität“, da meinte Clara, nun erst sei ihr der eigentümliche Charakter des letzten Satzes aufgegangen,“kurz er hat uns entzückt.“ Am 14. März fand das „Konzert von Robert und Clara Schumann“ statt, in dessen zweitem Teil „der Rose Pilgerfahrt“ zur Aufführung kam, und das die Manfred-Ouvertüre eröffnete, die den tiefsten Eindruck machte – Moscheles erklärte nach der Probe, es sei „das herrlichste, was Robert geschaffen“ – während die „Rose“ etwas durch die Unzulänglichkeit der Solisten beeinträchtigt wurde. Durch alles aber klang ein so warmer herzlicher Ton, daß beiden Künstlern sehr wohl zu Sinne wurde. Auch von auswärts hatten sich wieder Freunde eingefunden, Liszt und Joachim aus Weimar, Pohl aus Dresden, Meinardus aus Berlin u. a. Und so gab's dann am folgenden Tage Hausmusik im Schumannschen Quartier: „ich spielte Liszt Roberts G-moll-Trio vor, und dann spielten wir Mendelssohns vierhändiges Allegro und aus dem Album einiges. Das Allegro

war furchtbar anzuhören; die jungen Leute aber, deren viele da waren, waren ganz entzückt! Liszt am Klavier, wenn er animiert ist, ist wohl ein genialer Anblick, aber eben nur ein Anblick war's. Musik nicht mehr, sondern wie dämonisches Sausen und Brausen.“ Und zwischen den Proben zum Abonnementskonzert jagten sich die musikalischen Veranstaltungen in den Freundeshäusern, so daß sie manchmal das Gefühl hatten, „fast tot gemacht zu werden mit Musik“, besonders beim alten Moscheles. Clara spielte dem alten Herrn zur Freude seine Sonate für Violoncell mit Grabau zusammen. “Man erzählt hier von dieser Sonate, daß sie Moscheles an 60mal mit Grützmaker, 10mal mit Grabau, wohl 20mal mit David gespielt habe, und könne er niemand haben, so spiele er sie vierhändig mit seinen Töchtern“, berichtet das Tagebuch, und auch dieser Ton gemüthlicher Medisance darf in dem Stimmen- und Tongewirr jener Leipziger Tage nicht fehlen. Das Gewandhauskonzert am 18., in dem Clara Moscheles' G-moll-Konzert spielte, „ein schönes Stück, das keineswegs so baldiges Vergessen verdient“, wurde gekrönt durch eine wohlgelungene Aufführung der Es-dur-Symphonie – „das klang doch anders als in Düsseldorf – schon der Klang der Instrumente“ –, die mit „wahrem Enthusiasmus“ aufgenommen wurde. Dagegen schien in einer Wohltätigkeitsmatinee am 21. das Publikum weder recht für die A-moll-Sonate noch für das G-moll-Trio zu erwärmen. Alles in allem aber waren es freudig bewegte Tage, die in einem Ständchen, das die Konservatoristen dem Künstlerpaar am Abend des 21. brachten, harmonisch ausklangen. Am folgenden Morgen ward die Heimreise angetreten mit schwerem Herzen; vor allem ward ihnen der Abschied von dem treuen Dr. Reuter schwer, sie wußten, es war der letzte, seine Tage waren gezählt. Keiner aber von all den jungen und alten Freunden, die sich in diesen Tagen zu den Morgenmusiken im Preußerschen Hause einfanden, ahnte, daß dies auch Schumanns letzter Abschied von seiner alten Heimat war.

1850 – 1854.

Ein Blick in Schumanns Kompositionsverzeichnis lehrt, daß nach der Rückkehr von Leipzig die schöpferische Tätigkeit nicht in demselben Tempo und Umfange aufgenommen wurde. Der Vollendung der Messe wurden die letzten Tage des März gewidmet. Im April ward aus verwandten Stimmungen heraus das lateinische Requiem (Op. 148) geschaffen (dessen das Tagebuch merkwürdigerweise nicht gedenkt); im Juni der Balladenzyklus vom Pagen und der Königstochter begonnen, jedoch in der Instrumentation erst Ende August beendet. Zu Weihnachten 1852 meldet das Tagebuch: „Robert beschenkte mich mit Liedern nach Texten der Maria Stuart*, sein erster Kompositionsversuch seit langer Zeit wieder.“

Die Gründe für dieses Nachlassen lagen zum Teil in häuslichen Verhältnissen. Im April hatten sie ihre freundliche und behagliche Wohnung wegen Verkauf des Hauses räumen müssen und waren dann in der Wahl der neuen, in der Herzogstraße, ganz draußen, gelegen, sehr unglücklich gewesen; auf der einen Seite Wand an Wand eine englische Familie, deren Sprößlinge den ganzen Tag das Klavier mißhandelten. Alle Bitten, auf die Ruhe des Meisters Rücksicht zu nehmen und das Instrument in einem andern Raum aufzustellen, stießen auf schroffen Widerstand dieser musikalischen Familie. Auf der andern Seite ein Neubau, in dem von früh bis spät Handwerker lärmten, und dazu vor dem Hause die Pflasterarbeiten der neuangelegten Straße. Es waren geradezu verzweifelte Zustände, und es ward daher als eine Erlösung begrüßt, als es mit großen Opfern schließlich gelang, den Vertrag zu lösen und für den Winter wenigstens eine ihnen in jeder Beziehung zusagende Wohnung in der Bilkerstraße zu finden.

Die Hauptursache aber war Roberts Gesundheitszustand, der seit dem Anfang April 1852 andauernd viel zu wünschen übrig ließ.

* Gedichte der Königin Maria Stuart für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Op. 135.

Zunächst schien es ein rheumatisches Leiden zu sein, das ihm namentlich nachts den Schlaf raubte und offenbar auch auf seinen Gemütszustand stark einwirkte. Nach vorübergehender Besserung im Mai trat Anfang Juni eine neue Verschlimmerung ein, die es ihm unmöglich machte, der ersten Aufführung des Manfred in Weimar beizuwohnen, was aber vielleicht ganz gut war, denn schwerlich würde er an der Lisztschen Anordnung, im Zwischenakt Richard Wagners Faust-Ouvertüre spielen zu lassen, Geschmack gefunden haben. Ein Erholungsaufenthalt am Rhein (vom 26. Juni bis zum 6. Juli) in Godesberg, mit vielen Ausflügen ins Ahrtal und vor allem ins Siebengebirge, schein bei einem wandellos schönen Sommerwetter anfangs Stärkung und Frische bringen zu sollen. Aber gerade diese beständig über dem Rheintal brütende blendende Hitze, dazu offenbar sehr unverständige Lebensweise (lange Wanderungen in der Sonnenglut) steigerten das körperliche und seelische Unbehagen Schumanns so sehr, daß er am 2. Juli auf einem Abendspaziergang am Rheinufer nach Plittersdorf einen nervösen Krampfanfall bekam, der sie zum schleunigen Aufbruch und zur Rückkehr nach Düsseldorf veranlaßte. Trübe Tage folgten. Zwar brachten Rheinbäder, auf Dr. Müllers Rat, wie in früherer Zeit vorübergehend Besserung, aber Ende des Monats verschlechterte sich sein Zustand wieder. „Robert ist schrecklich heimgesucht von hypochondrischen Gedanken“, schreibt Clara am 21. Juli, „Dr. Müller beruhigt mich übrigens ganz über ihn, denn es sei nur ein Unwohlsein in Folge großer Anstrengungen, das sich aber nach und nach wieder verlieren werde. Jetzt ist es aber im Steigen, denn es wird fast täglich schlimmer.“

In diese Zeit fiel das früher erwähnte Sängersfest, und es erschien ausgeschlossen, daß Schumann, wie er versprochen, in dem einen Konzert würde dirigieren können. Am 30. Juli war die Probe, in der nach Verabredung Tausch Schumann vertreten sollte. „Wir gingen aber doch am Abend hin, um wenigstens die Cäsar-Ouvertüre zu hören. Als aber Robert hörte, da ergriff ihn der Komponisten-

1850 – 1854.

enthusiasmus, und er dirigierte sie selbst.“ Infolgedessen verschlimmerte sich aber sein Befinden wieder so, daß er die aus Anlaß des Festes zahlreich vorsprechenden Besucher nicht sehen und sprechen konnte. Trotzdem ließ er sich für das Konzert am 3. August den Kommandostab nicht aus der Hand winden. „Robert nahm heute alle seine Kräfte zusammen, aber mit größter Anstrengung“*, schreibt Clara, „dirigierte die beiden Ouvertüren von Beethoven und seine eigene.“

„Die nächste Zeit war eine recht traurige für uns, denn mein geliebter Robert litt viel und ich mit ihm. Dr. Müller will uns in ein Seebad oder Kaltwasseranstalt schicken. Meine Schwester (Marie Wieck) können wir gar nicht unterhalten, denn ich verlasse Robert nicht, und ihn greift jede Unterhaltung an**. Die nächsten Tage verließ ich Robert wenig, endlich am 12. August faßten wir den Beschluß, nach Scheveningen ins Seebad zu gehen. Ich packte unter mancherlei Kämpfen, denn Robert behauptete, die Reise nicht machen zu können.“

Die Seebäder taten ihm entschieden gut; das Tagebuch weiß von fortgesetzter Besserung zu berichten, auch von Arbeitslust und Freudigkeit. „Robert arbeitet mit Heiterkeit an der Ballade“, schreibt Clara am 5. September. Wenige Tage später sollte sie freilich ihm einen großen Schreck bereiten durch eine vorzeitige Niederkunft, die offenbar durch die auf Anraten eines dortigen Arztes genommenen Seebäder veranlaßt war. Trotzdem schritt die Besserung vorwärts, und auch Clara erholte sich schnell und stand schon nach wenigen Tagen wider mit bewunderungswürdiger Frische und Tapferkeit auf ihrem Posten.

Aber wenn sie auch erheblich leichtern Herzens Mitte September wieder heimkehrten und dankbar die Behaglichkeit der in ihrer

* „Traurige Ermattung meiner Kräfte“, notiert Schumann selbst am Morgen des Tages.

** „Schwere Leidenszeit“, notiert Schumann am 9. August.

Abwesenheit eingerichteten neuen Wohnung empfanden, – „Roberts Zimmer ist sehr freundlich und still gelegen, so daß er wie in einem Kästchen sitzt . . . die größte Annehmlichkeit ist doch die, daß ich mein Studierzimmer im zweiten Stock habe, wo Robert nichts hören kann. Zum ersten Male nach unsrer Verheiratung treffen wir es so glücklich!“ – so sollten doch die Sorgen, gerade auch um Roberts Gesundheit, zunächst noch nicht aufhören. „Dieser Monat endete noch immer in Leid, denn Robert befand sich zwar viel besser, aber doch noch sehr angegriffen.“ Noch Mitte Oktober weckte ein Schwindelanfall neue Befürchtungen, die aber, wie es scheint, der Arzt als nicht berechtigt gelten lassen wollte. So nahm denn auch Schumann Ende November seine Tätigkeit als Dirigent wieder auf, und für die nächsten Monate besserte sich sein Befinden zusehends, wenn auch schon um diese Zeit gelegentlich jene Gehörstäuschungen aufgetreten sein müssen, die nachmals so qualvoll wurden*.

Clara hatte an der neuen Wohnung als besonders erfreulich die Lage ihres Studierzimmers in einem andern Stockwerke hervorgehoben, die ihr das Musizieren ermögliche, ohne ihren Mann zu stören. Tatsächlich hatten in diesen Düsseldorfer Jahren unter den ungünstigen häuslichen Verhältnissen ihre eignen Musikstudien, vom Stundengeben abgesehen, entschieden mehr als früher zurückstehen müssen. Freilich der sich vergrößernde Haushalt, die heranwachsenden Kinder, ein neuer Ankömmling, die vierte Tochter – Eugenie, am 1. Dezember 1851 geboren – hatten auch ihren oft mit Seufzen und stillen Tränen konstatierten Anteil an diesen unwillkürlichen Einengungen ihrer künstlerischen Tätigkeit gebracht, aber es war doch wohl kein Zufall, daß nachdem sie die Nachwirkungen jener Scheweninger Katastrophe, die ihr im November und Dezember eine strenge Schonung auferlegten,

* Schumann notiert am 21. November: „Besuch von Hiller. Merkwürdige Gehörsaffektionen.“

1850 – 1854.

glücklich überwunden, mit dem Beginn des neuen Jahres in ihrem neuen Studierzimmer eine ungleich regere musikalische Tätigkeit begann als in den Jahren zuvor. „Heute“, heißt es am 9. Januar 1853, „fing ich auch endlich wieder an, zu studieren. Wenn ich so recht regelmäßig studieren kann, fühle ich mich doch eigentlich erst wieder so ganz in meinem Elemente; es ist, als ob eine ganz andre Stimmung über mich käme, viel leichter und freier, und alles erscheint mir heiterer und erfreulicher. Die Musik ist doch ein gutes Stück von meinem Leben, fehlt sie mir, so ist es, als wäre alle körperliche und geistige Elastizität von mir gewichen.“ Auch in den folgenden Monaten ist wiederholt von eifrigstem Studium und von der Freude daran die Rede, die gelegentlich wohl durch eine tadelnde Bemerkung des geliebten Mannes gedämpft wird, aber immer wieder von neuem auflodert. Ist es die Aussicht auf die schon so oft geplante und ebenso oft, weil sie nicht dazu fähig ist, verschobene Reise nach England, die sie so anfeuert, sind es vielleicht die Erfolge der jungen Wilhelmine Claus, die mit Schumanns Quintett in Paris Triumphe feiert? „Robert schrieb heute einen liebenswürdigen Brief an Wilhelmine Claus“, meldet das Tagebuch vom 9. April 1853, „nach Paris; ich war aber betrübt, daß sie es sein muß, die zuerst in Paris und London Roberts Sachen vorführt, während doch gewiß vor allen andern mir das zugekommen wäre!“

Sicher sprachen auch diese Stimmungen und Stimmen mit; aber es ist doch nicht bloß die Virtuosa, die sich nach neuen Aufgaben und neuer Tätigkeit sehnt, es ist auch ein Stück innerer Musik, was da plötzlich im Innern wieder zu singen und zu klingen anfängt nach langer Pause.

„Heute fing ich seit Jahren zum ersten Male wieder . . . an, etwas zu komponieren; d. h. ich will dem Robert zum Geburtstag ein Thema aus den bunten Blättern von ihm mit Variationen bearbeiten; es wird mir aber sehr schwer, – ich habe zu lange pausiert“, meldet am 29. Mai das Tagebuch und am 3. Juni die Vollendung: „wie mir scheint,

nicht mißlungen“*, und nun sind auf einmal alle Singvögel wieder lebendig und singen den ganzen Sommer lang. „2 Lieder von Hermann Rollett aus „Jucunde“ komponiert“, meldet sie am 10. Juni. „Es macht mir großes Vergnügen das Komponieren. Mein letztes Lied hab ich 1846 gemacht, also vor 7 Jahren!“ und am 22.: „ich habe heute das sechste Lied von Rollett komponiert und somit ein Heft Lieder beisammen, die mir Freude machen und schöne Stunden verschafft haben. . . . Es geht doch nichts über das Selbstproduzieren, und wäre es nur, daß man es täte, um diese Stunden des Selbstvergessens, wo man nur noch in Tönen atmet“ und am 29. Juni: „ich habe nun 3 Klavierstücke beendet und will jetzt einige Zeit ausruhen.“ Aber schon am 8. Juli meldet sie die Komposition eines neuen Liedes „Goethes Veilchen“, ohne Ahnung von Mozarts Komposition, sie muß sich dafür von Robert auslachen lassen, bemerkt aber vergnügt: „doch meine Komposition gefiel ihm“. Und im Juli entstehen noch drei Romanzen für Klavier und Violine.

Und eine Treppe tiefer ist auch Robert wieder in vollster schöpferischer Arbeit, ebenfalls seit Beginn des Jahres (1853). Der Arbeit an der Klavierbegleitung zu den Bachschen Violinsonaten folgt im März die Komposition des von Hasenclever bearbeiteten „Glücks von Edenhall“, die Clara im April mit Jubel begrüßt. „Das Ganze atmet wieder einmal eine Frische, die hinreißend ist“; doch niemand könne es so empfinden wie sie, „die ich mich vor allem durchdrungen fühle von der Genialität und der Meisterschaft Roberts und gewiß behaupten kann, daß zum wenigsten niemand ihn besser verstehen kann als ich.“ An die „Rheinlied-Ouvertüre“ im April reiht sich im Juni die Arbeit an „6 Klavierstücken, in Fugenform**“ geschrieben. Eigentlich sind es ordentliche Fugen, alle ganz eigentümlich! Viere sehr melancholisch, zweie außerordentlich energisch.“

* Das Manuskript trägt die Aufschrift: „Meinem geliebten Manne zum 8. Juni 1853 dieser schwache Wiederversuch von seiner alten Clara.“

** Fughetten für Pianoforte. Op. 126.

1850 – 1854.

Derselbe Juni zeitigt noch eine Gabe für die Kinder „Kindersonaten“; „für spielende Kinder, wie es wohl keine gibt“, bemerkt Clara, die daher auch in „Klaviersonaten für die Jugend“ umgetauft wurden, den drei Töchtern gewidmet.

Mitten in diesem singenden und klingenden Sommer ward am 8. Juni Schumanns Geburtstag – der letzte mit den Seinen – gefeiert. Man fuhr mit den Kindern nach Benrath im Wagen und wanderte von da nach Eller in den parkartigen Wald, „wo es wirklich war, als ob der liebe Gott dem Robert auch noch ein Ständchen bringen wollte,* denn es war ein wahres Waldkonzert von allen möglichen kleinen Sängern. Ich hätte mögen stundenlang hier verweilen! Abends verbrachten wir noch ganz gemütlich zu Haus und waren recht freudigen Herzens, daß Robert so wohl und vergnügt den Tag verlebt, was vorm Jahr leider nicht der Fall war. Muß man Gott immer danken, wenn man heiter an Körper und Geist sein kann, so fühlt man sich an solchen Festtagen doch doppelt dankbar dafür. Was die Zukunft bringen kann, nun das müssen wir dem Himmel anheimstellen! Heute will ich nur dankbar sein für das Gute, was uns geworden ist“, schreibt Clara am Abend des Tages, und kein Wölkchen erspäht ihr Auge am Himmel!

Auch in den folgenden Wochen klingt, trotzdem es an einzelnen Warnungen – am 30. Juli bei einem Besuch in Bonn ein Anfall, den Schumann zunächst für einen Nervenschlag hielt, den der Arzt aber beruhigend als Hexenschuß deutete; am 30. August nach sehr angeregten, aber auch sehr anstrengenden musikalischen Tagen abends plötzlich eine „sonderbare Sprachorganschwäche“ – nicht fehlte, dieser heitere, jauchzende Ton durch den ganzen Sommer hindurch, nicht nur in Claras Aufzeichnungen, sondern auch in Schumanns kurzen Notizen,

* Am Vorabend hatten Freunde ein Ständchen gebracht.

1850 – 1854.

die namentlich im August immer wieder „heiter“, „Freude“ als Stimmung des Tages vermerken.

„Robert ist so heiter, daß ich mich wahrhaft an ihm erheitere“, schreibt Clara am 10. September, zwei Tage vor ihrem 14. Hochzeitstag. Daß dieser und ihr darauf folgender Geburtstag unter diesen scheinbar so glücklichen Auspizien erst recht als Freudentage gefeiert wurden, war nur zu natürlich. „Kann ein Hochzeitstag wohl schöner sein“, schreibt Clara, „als mit einem geliebten und liebenden Mann zur Seite und sechs muntern, wohlgestalteten Kindern um uns! Dankerfüllt ist mein Herz für all den reichen Segen – möge uns der Himmel noch lange dies Glück erhalten!“ Der eigentliche Festglanz fiel aber auf den folgenden Tag. Schon vorher hatte ihr Robert mitgeteilt, daß er eine Hiobspost bekommen habe, ein Geschenk sei ausgeblieben und komme erst am nächsten Nachmittag, sie müsse sich daher solange gedulden. „Das war“, schreibt Clara, „insofern eine Geduldprobe, als ich darauf brannte, die „bewußten Geburtstagsnüsse endlich knacken zu dürfen“ (d. h. seine neuen Kompositionen endlich zu sehen und zu empfangen). „Nun, ich stellte mich ganz geduldig“ Vom Tage selbst berichtet das Tagebuch: „Herrlicher Morgen, das wundervollste Wetter und Roberts heiteres Gesicht leuchtete ordentlich! ich konnte mir doch gar nicht denken, was er vorhabe. Das war ein Geflüster mit Dietrich, dann lief er fort, kam wieder, kurz es wäre ein Wunder gewesen, da nicht neugierig zu werden.“ Um 12 Uhr fuhr man nach dem geliebten Benrath. „Alles war recht innerlich zufrieden, nur auf Roberts Stirn spielten zuweilen Schatten, wenn ich z. B. etwas äußerte, woraus er glaubte, entnehmen zu müssen, ich ahne etwas von seiner Überraschung.“ Diese aber war vollständig, denn als sie um 5 Uhr wieder in der Bikerstraße anlangten, fand sie „in der Mitte der Stube einen mit Blumen verzierten Flügel, dahinter zwei Damen und zwei Herren, am Flügel selbst Frl. Then (aus Augsburg, Schülerin von Clara), und im Augenblick meines Eintretens fingen sie an zu singen, und was

1850 – 1854.

sangen sie? dasselbe Gedicht, welches mir Robert vor 13 Jahren*, als er mir den Härtelschen Flügel schenkte, gedichtet, jetzt von ihm komponiert. Und bei alledem ahnte ich noch immer nichts von seinem großen Geschenke! ich glaubte, der Flügel sei nur zum Singen von Klems hergeschickt. Kurz und gut, war je eine Überraschung gelungen, so war es diese. Freude und Schreck überwältigten mich ganz, als es mir Robert sagte, daß der Flügel mein sein sollte – Schreck, weil es mir ein zu großes Geschenk war für unsre Verhältnisse zu kostbar doch daß ich ihn brauchen konnte, ist wahr, und Robert machte mir das Geschenk mit so glücklichem Gesichte, daß endlich doch die Freude den Schrecken besiegte. Was ich nun aber auf dem Flügel liegend fand, das erfüllte mich wahrhaft mit Wehmut, denn es war doch des Glückes gar zu viel! Die Früchte seines rastlosen Fleißes waren es. Ein Konzert-Allegro mit Begleitung des Orchesters, für mich komponiert**, desgleichen eine Phantasie für Violine mit Orchester*** (für Joachim komponiert) und Ouvertüre zu „Faust“, Partitur, zwei- und vierhändiger Klavierauszug ich kann es nicht so ausdrücken, wie ich fühlte, aber mein Herz war erfüllt von Liebe und Verehrung für Robert, und Dank dem Himmel für das hohe Glück, womit er mich überschüttet. Es klingt vielleicht übermütig, wenn ich es sage, doch ist es denn nicht wahr, bin ich nicht das glücklichste Weib auf der Erde?“

Abends, als die Gäste fort waren, saßen die beiden noch lange zusammen und musizierten, „alle die neuen Sachen“ wurden auf dem neuen Flügel durchgespielt.

„Eherner Füße Rauschen vernehm ich!“

Aber sie vernahmen es nicht!

* Am 4. Juli 1840, vgl. Bd. I S. 425 f.

** Konzert-Allegro mit Introduction für das Pianoforte mit Begleitung des Orchesters. Op. 134.

*** Op. 131.

1850 – 1854.

„Für Joachim komponiert“ war eine der Geburtstagsgaben.

Das war ein freundlicher Nachklang des Musikfestes 1853, das mit vielen erhebenden und begeisternden Eindrücken als größtes, allen Teilnehmern unvergeßlich, am 3. Tage, am 17. Mai, das Beethovensche Violinkonzert, von Joachim gespielt, gebracht hatte. „Joachim war die Krone des Abends“, schrieb damals Clara im Tagebuch. „Haben wir andern auch wohl Beifall gehabt, wurde auch mir von seiten des Orchesters nach Roberts Konzert ein Lorbeerkranz und großer Beifall von Publikums Seite, so errang doch Joachim mit dem Beethovenschen Konzert den Sieg über uns alle – er spielte aber auch mit einer Vollendung und einer so tiefen Poesie, so ganz Seele in jedem Tönchen, wirklich idealistisch, daß ich nie solch Violinspiel gehört, und ich kann wohl sagen, nie von einem Virtuosen solch einen unvergeßlichen Eindruck empfangen habe. Und wie wurde das geniale Werk begleitet, mit welcher Vollendung! Es war, als beherrsche das ganze Orchester eine heilige Andacht.“ Am folgenden Tage hatte er in kleinem Kreise noch mit Clara zusammen Schumanns A-moll-Sonate gespielt, „so wundervoll, daß mir das ganze Werk nun erst recht den Eindruck gemacht hat, wie ich es immer gedacht hatte. Ich mag jetzt an keine andre Violine denken.“ „Jedoch nicht allein als Künstler haben wir Joachim erkannt, sondern auch als liebenswürdigen, echt bescheidenen Menschen. Er hat eine Natur, die, um genau gekannt zu sein, eines nähern und längern Umgangs bedarf, wie das ja eigentlich wohl bei allen ausgezeichneten Menschen der Fall ist!“

Von diesen Tagen an datiert jene Freundschaft, die Schumann bis in die letzten lichten Stunden seines Lebens ein ungetrübter Quell der Freude sein sollte und die Clara in nie versagender, im großen wie im kleinen stets sich gleichbleibender Treue durch mehr als vierzig Jahre begleitet hat.

Als ob sie eine Ahnung hätten, daß jede Minute kostbar sei, ward in den folgenden Monaten jede Gelegenheit wahrgenommen,

1850 – 1854.

im persönlichen Verkehr die Gegenwart auszunutzen. Am 4. Juni hatte Joachim seine Hamlet-Ouvertüre gesandt, die durch den „tiefen Kompositionsernst“ die Freunde zugleich überraschte und erfreute. Am 28. August war er selber gekommen, um die letzten Tage seines Urlaubs mit ihnen zu verbringen, und „Joachim wundervoll“ „Joachim alles bezaubernd“ „Früh und abends mit Joachim musiziert. Schöne Stunden,“ notiert Schumann in seinen Tagebuchnotizen von diesem Zusammensein (vom 28.–31. August); und Clara: „Robert war außerordentlich heiter.“ „Am 23. September schrieb ich morgens einen Mahnbrief (um Antwort auf eine an ihn ergangene Einladung) an Joachim, doch kaum hatte ich ihn vollendet, so trat er selbst, seine Antwort bringend, ins Zimmer (auf dem Wege zum Karlsruher Musikfest) und blieb den ganzen Tag hier. Wir musizierten viel, vor allem war es ein herrlicher Genuß, Roberts Phantasie für Violine von ihm zu hören, und er mußte sie uns dreimal spielen“ Zum Schluß spielte er noch einmal die A-moll-Sonate, „so tief ergreifend, daß es einem an die innersten Saiten des Herzens schlug; so hatte ich es mir wohl immer gedacht, daß es klingen müßte, aber nie gehört.“

Für Clara ging sonst dieser Monat, der unter so glücklichen Vorzeichen begonnen, in trüben Betrachtungen zu Ende. Wieder sah sie die für diesen Winter sicher in Aussicht genommene Reise nach England durch neue Mutterhoffnungen vereitelt. Meine letzten guten Jahre gehen hin, meine Kräfte auch – gewiß Grund genug, mich zu betrüben. . . . Ich bin so entmutigt, daß ich es gar nicht sagen kann.“

Sie ahnte nicht, daß dieser Kummer von allem Schweren, das ihr das Leben noch bescheren sollte, der am leichtesten zu tragende war, daß sie erst an der Schwelle ihrer eigentlichen Künstlerlaufbahn stand; ebensowenig freilich, daß diese Schwelle über ein geliebtes Grab gehen sollte.

Aber noch etwas andres ahnte sie nicht, und diesmal etwas Freudiges. Stets hatte sie es als ein gutes Omen betrachtet, wenn

1850 – 1854.

Anfang und Ende eines Monats durch irgend ein musikalisches Ereignis, wenn auch nur ein Trio oder Quartett im häuslichen Kreise, bezeichnet wurde. An demselben 30. September aber, wo sie die eben erwähnten mutlosen Betrachtungen ihrem Tagebuch anvertraute, trug Robert in seine Tagesnotizen ein: „Hr. Brahms aus Hamburg.“

Um so mehr weiß das Tagebuch des folgenden Monats* von dem Ankömmling zu berichten. „Dieser Monat brachte uns eine

* Schumanns Notizen im Haushaltsbuch bringen auf Brahms' und Joachims Anwesenheit bezüglich folgendes:

30. Sept. Hr. Brahms a. Hamburg.

1. Oct. Das Concert für Violine beendet. Brahms zum Besuch (ein Genius).
2. Oct. Viel mit Brahms. Sonate in Fis-moll.
4. Oct. Nachmittags um 5. Musik bei uns. Phantasie von Brahms.
5. Oct. Lieder von Brahms und Sonate für Violine und Pianoforte.
7. Oct. Viel mit Brahms. Quartett von ihm.
8. Oct. Lustiger Brief an Joachim. F-moll-Sonate von mir, von Clara Brahms vorgespielt.
9. Oct. Aufsatz über Brahms angefangen, auch Märchen lese ich, Mus. Märchen.
10. Oct. Fleißig. Abends Brahms bei uns. Ihm Gedichte vorgelesen.
11. Oct. Die Märchenphantasien beendet. Abends bei Schirmer. Herr Laurens a. Montpellier.
12. Oct. Fleißig. Nachmittag Musik bei uns. F-moll-Sonate. – Brahms spielt besonders schön.
13. Oct. Aufsatz über Brahms. Scherenberg und T. Ulrich ihm u. Dietrich vorgelesen.
14. Oct. Früh zur Überraschung Joachim. Laurens zum Zeichnen gesessen. Nachmittag Musik, wunderschön. Zusammen bei Disch [Breidenbacher Hof]. Sehr fröhlich, aber trübes Ende.
15. Oct. Laurens z. zweiten Mal gesessen, sehr hübsches Bild. Idee zu einer Sonate für Joachim Diotima [Gesänge der Frühe An Diotima]
16. Oct. Diotima. Um 5 Uhr Musik. Zum letzten Mal Laurens. Geschenk an ihn und Brahms an Manuscripten.
17. Oct. Fleißig. Versuch mit Geisterklopfen nicht gelungen.
18. Oct. Die Gesänge der Frühe beendet.
19. Oct. Konferenz. Unverschämte Menschen. Besuch von Herrn v. Heister und Herrn Illing.
21. Oct. Harmonisierung der Variationen von Paganini.
22. Oct. Intermezzo f. d. Joachim-Sonate.
23. Oct. Finale der Sonate fertig. Um 5 Uhr Probe der Märchenerzählungen. Gr. Freude daran.

1850 – 1854.

wunderbare Erscheinung in dem 20jährigen Komponisten Brahms aus Hamburg. Das ist wieder einmal einer, der kommt wie eigens von Gott gesandt! – Er spielte uns Sonaten, Scherzos etc. von sich, alles voll überschwänglicher Phantasie, Innigkeit der Empfindung und meisterhaft in der Form. Robert meint, er wüßte ihm nichts zu sagen, das er hinweg- oder hinzutun solle. Es ist wirklich rührend, wenn man diesen Menschen am Klavier sieht mit seinem interessant jugendlichen Gesichte, das sich bei Spielen ganz verklärt, seine schöne Hand, die mit der größten Leichtigkeit die größten Schwierigkeiten besiegt (seine Sachen sind sehr schwer), und dazu nun diese merkwürdigen Kompositionen. Er hat bei Marxsen in Hamburg studiert, doch das, was er uns gespielt, ist so meisterhaft, daß man meinen müßte, den hätte der liebe Gott gleich so fertig auf die Welt gesetzt. Eine schöne Zukunft steht Dem bevor, denn wenn er erst für Orchester schreiben wird, dann wird er erst das rechte Feld für seine Phantasie gefunden haben! – Robert sagt, man kann nichts wünschen, als daß ihn der Himmel gesund erhalte!
 2. Oktober. Nachmittags kam Brahms, spielte uns von seinen Sachen und ergriff uns alle (ich hatte es einigen Schülerinnen und Frl. Leser gesagt) aufs Tiefste.
 Abends aßen Brahms und Dietrich bei uns. Brahms spielte uns

-
26. Oct. 3 Uhr Joachim zu unserer Freude. Abends er, Brahms u. Dietrich bei uns. Sein Spiel der Phantasie und der Paganinistücke.
 27. Oct. Früh Probe der Phantasie. Hamletouvertüre. Abends Concert. Dann Zusammensein
 28. Oct. Frau v. Arnim (Bettina) und ihre Tochter Gisel. Die D-moll-Sonate. Hr. Cornelius. Gegen Abend die F-, A-, E-Sonatenüberraschung. (Vgl. Kalbeck, Brahms I S. 135). Dann Gesellschaft
 29. Oct. Schöne Tage. Am 1. Satze der Sonate. Abends Soiree von Clara und Joachim. Wunderschön. Dann zusammen. Abschied von Arnims.
 30. Oct. Die 3 zu Tisch. Gegen Abend Musik. Dann Abschied von Joachim auch von Brahms.
 31. Oct. Fertig mit der Sonate f. Violine.
 2. Nov. Romanze f. Vcello. und Pfte. Abschied von Brahms. Vorher d. F-moll-Sonate.

nach Tisch noch verschiedene sehr eigentümliche ungarische Volkslieder. 4. Oktober. Brahms spielte eine Phantasie für Klavier, Violine und Violoncell* und sein schönes Scherzo in Es-moll**. Brahms' Phantasie ist wieder ein merkwürdiges jugendlich wildes Stück, aber voller Phantasie und herrlicher Gedanken; der Klang der Instrumente war hier und da nicht immer ganz ihrem Charakter angemessen, doch das sind eben Kleinigkeiten im Vergleich zu seiner reichen Phantasie und Gemüt. 5. Oktober. Robert hatte einen spaßhaften Briefwechsel mit Joachim, der ihm den Brahms sehr warm empfohlen hatte. Robert schrieb an Joachim: „Das ist der, der kommen mußte.“ Joachim antwortete: „Ich liebe Brahms zu sehr, um ihn zu beneiden.“ 7. Oktober. Robert hat ein höchst interessantes Violinkonzert*** beendet, er spielte es mir ein wenig vor; doch wage ich mich nicht eher darüber näher auszusprechen, als bis ich es erst einmal gehört. Das Adagio und der letzte Satz waren mir gleich ganz klar, nicht so ganz der erste. Heute abend spielte ich dem Brahms Roberts BACH Fugen und dann mit Robert den neuen Kinderball† . . . 8. Oktober spielte ich dem Robert und Brahms Roberts F-moll-Sonate†† (früher Konzert ohne Orchester). . . . 10. Oktober. Abends war Brahms (ich nenne ihn nur dem Robert seinen Johannes) bei uns. 11. Oktober. Robert hat einen höchst humoristischen Brief an Joachim über Brahms geschrieben. Heute vollendete Robert 4 Stücke für Klavier, Klarinette und Viola††† und war selbst sehr beglückt darüber. Er meint, diese Zusammenstellung werde sich höchst romantisch ausnehmen. – Ich kann es mir auch denken. Ein unerschöpflicher Genius! – 12. Oktober

* Vgl. Kalbeck, Brahms I S. 136.

** Op. 4.

*** A-moll. Manuscript. Vgl. Brief Joachims bei Moser S. 128 ff.

† Op. 130. Tagebuch „24. September. Robert hat einen reizenden vierhändigen Kinderball vollendet.“

†† Op. 14.

††† „Märchenerzählungen“. Op. 132.

1850 – 1854.

machten wir nachmittags bei uns Musik. Ich spielte erst Roberts F-moll-Sonate, dann Brahms' Scherzo, dann ich Roberts drittes Trio mit Becker* und Bockmühl. Herr Laurens** mit Familie waren da. Herr Laurens ist ein großer warmer Verehrer Roberts und war sehr freudig erregt von allem, was er hörte. Er kennt wohl die meisten Sachen Roberts, hat sie aber nie gut gehört. Er interessiert sich ebenso für Malerei als für Musik; er zeichnet selbst sehr schöne Porträts mit Kreide.“

14. Oktober. Joachim überraschte heute wieder einmal – er kam von Karlsruhe zurück – wie war ich froh, daß er nicht gestern gekommen***. Nachmittag baten wir Laurens wieder zu uns und musizierten viel mit Joachim. Erst Roberts D-moll-Sonate, dann das erste Trio. Brahms spielte auch. . . . Um 9 Uhr gingen wir noch mit Joachim in den Breidenbacher Hof und aßen da mit Brahms und Dietrich zu Abend. Wir waren sehr vergnügt!

15. Oktober reiste Joachim wieder ab. Herr Laurens zeichnete ein zweites wunderschönes Bild Roberts, welches er mir zu meiner großen Freude schenkte. 16. Oktober. Nachmittag zum letztenmal Musik für Herrn Laurens (Es-dur-Quartett und das zweite Trio), Robert hat ihn mit der Skizze seines Quintetts beschenkt. . . . Dem Brahms hat Robert auch die Skizzen seiner Quartette geschenkt.

18. Oktober. Robert hat 5 Frühgesänge komponiert, – ganz originelle Stücke wieder, aber schwer aufzufassen, es ist so eine ganz eigne Stimmung darin.“

Dasselbe – die eigne Stimmung – gilt von diesen Tagen, deren Inhalt aus den knappen Tagebuchaufzeichnungen uns so lebendig, man möchte sagen, entgegenklingt. Ein so reiner voller tiefer Ton durchweht das Zusammensein dieser vornehmen, großen und guten

* Wasielewskis Nachfolger als Primgeiger.

** Aus Montpellier. Über seinen Aufenthalt in Düsseldorf, seine Zeichnungen etc. vgl. Jansen, Briefe, N. F. 2. Aufl. S. 530. Dahms, Schumann, Abbildungen S. 85.

*** Clara hatte am 13. in Barmen konzertiert.

Menschen, daß jede anekdotische Zutat aus Beobachtungen und Berichten geladener und geduldeter Zuschauer und Teilnehmer wie eine Entweihung erscheint.

Die letzte Oktoberwoche aber erhielt durch Joachims Mitwirkung im Abonnementskonzert, in dem auch seine Hamlet-Ouvertüre zur Aufführung kam, durch eine von Clara gemeinsam mit Joachim am 29. gegebene Soiree und durch die gleichzeitige Anwesenheit Bettina von Arnims und ihrer Tochter Gisela ein etwas andres, unruhigeres, aber darum nicht weniger vornehmes Gepränge. Clara war vor allem freudig überrascht durch die herzliche Art, in der ihr Bettina jetzt entgegnet. Sie berichtet: „am 26. Oktober kam Joachim hier an und stieg bei uns ab. Abends spielte er uns Paganinis Etuden und Roberts Phantasie. . . . Am 28. Oktober früh Besuch von der Bettina von Arnim mit ihrer jüngsten Tochter Gisela. Eine interessante Bekanntschaft. Den Joachim scheint sie sehr in ihr Herz geschlossen zu haben. Wir spielten ihr verschiedenes zusammen vor. Abends Gesellschaft bei uns, Joachim zu Ehren. Bettina, Schadows, Hasenclevers, Hammers, Heisters und noch einige andere. Wir machten viel Musik, auch die Märchenerzählungen wieder. 29. Oktober gab ich mit Joachim eine Soiree im Kürten-schen Saale, sie war sehr voll, und das Publikum für hier sehr enthusiastisch. . . . Bettina war noch zum Konzert geblieben, reiste aber tags darauf ab. Ich schien ihr nicht zu mißfallen, wenigstens sagte sie mir so, nachdem sie mich lange angesehen und meine Hand in der ihrigen gehalten hatte.

Am 30. Oktober musizierten wir noch viel früh und nachmittags. Abends reiste Joachim ab. So zog denn einer diesen Monat bei uns ein – Brahms – und einer ging wieder. Auch Brahms wird uns bald wieder verlassen, was uns wahrhaft leid tut, Robert liebt ihn und findet seine große Freude an ihm, dem Menschen und Künstler. – Robert hat einen schönen Aufsatz „Neue Bahnen“ über ihn geschrieben, der in der Brendelschen Zeitung erschienen ist. . . .

1850 – 1854.

2. November spielte uns Brahms abends seine F-moll-Sonate zum Abschied. Es that uns recht innig leid, daß er ging! – Er will zu Joachim nach Hannover, der sich dort sehr vereinzelt fühlt.“

„Brahms ist gestern nachts an mein Fenster gekommen wie eine Erscheinung, die Glück für den Winter prophezeit“, berichtet tags darauf Joachim an Clara.

Fast schien es aber, als hätte damit den in Düsseldorf zurückgelassenen Freunden das Glück den Rücken gekehrt. Wenige Tage später erfolgte jenes Ansinnen des Konzertkomitees an Schumann, die Direktion an Tausch abzutreten, dem der endgültige Bruch auf dem Fuße folgte, der wenn auch unvermeidbar und schließlich unerträglichen Zuständen ein Ende machend, doch zugleich Schumanns vor die ernste Frage einer Verlegung ihres Wohnortes stellte, denn in Düsseldorf konnte unter diesen Verhältnissen ihres Bleibens nicht sein. Die Entscheidung fiel nach kurzem Schwanken für Wien, das trotz der höchst unerquicklichen Erfahrungen des Jahres 1846 immer noch ihnen beiden als das Ideal eines künstlerischen Wirkungskreises im großen erschien, um so mehr, da grade in den letzten Monaten unzweideutige Anzeichen zutage getreten waren, daß auch Wien endlich für Schumannsche Musik Verständnis zu gewinnen begann.

Aber eine sofortige Übersiedlung war aus den verschiedensten Gründen ausgeschlossen, und da anderseits der Aufenthalt in Düsseldorf ihnen im Augenblick gründlich verleidet war, so begrüßten sie als eine Art Erlösung die aus einigen holländischen Städten ergehenden Einladungen, die gleicherweise dem Komponisten wie seiner musikalischen Interpretin galten. Schon im Sommer 1852 hatten sie in Scheveningen aus Gesprächen den Eindruck gewonnen, daß Schumann sich gerade in Holland einer Beliebtheit erfreue, wie kaum irgendwo in Deutschland; ihre Erwartungen waren danach also ziemlich hoch gespannt. Sie sollten aber noch bei weitem übertroffen werden.

Die Reise, die am 24. November angetreten wurde, und die sie nach Utrecht, dem Haag, Rotterdam und Amsterdam führte, glich einem förmlichen Triumphzug, wie er ihnen in der Einmütigkeit und Ausdauer bisher noch nicht beschieden gewesen war, und dessen Herzlichkeit und Aufrichtigkeit sie die nicht geringen Anstrengungen der Reise, vor allem die entsetzliche Kälte, unter der sie im Gegensatz zu den Einheimischen – „diese Holländer frieren nie!“ klagt Clara – sehr litten, verhältnismäßig leicht verschmerzen ließ.

Eine unrühmliche Ausnahme machte nur der Hof, trotz eines eigenhändigen Empfehlungsschreibens an die Königin, das die Fürstin von Hohenzollern, deren Tochter Stefanie Claras Schülerin war, Clara mitgegeben hatte. Auf einer Soiree beim Prinzen Friedrich hatten sie sich, vom Hofmarschall bis zum Lakaien im Vorzimmer, einer so ausgesucht unartigen Behandlung zu erfreuen, daß sie sofort nach den von einer lärmenden Gesellschaft ohne Aufmerksamkeit aufgenommenen Musikvorträgen Claras den Saal und das Palais verließen – Clara durch den Schnee mit seidenen Schuhen wattend – da die Herren Bedienten es für überflüssig hielten, sich um die „Musikanten“ zu bekümmern. Die Krone vor allem aber war doch die Frage des fürstlichen Gastgebers, des Prinzen Friedrich, an Schumann: „Sind Sie auch musikalisch?“ und als dies still lächelnd bejaht ward, die zweite: „Auf welchem Instrument?“

In frühern Jahren würde Schumann vermutlich durch eine solche Taktlosigkeit sich tief verletzt gefühlt haben. Diesmal aber lächelte er nur, und mit Recht. Denn wenn die königliche Hoheit nicht wußte, welcher Persönlichkeit sie gegenüber stand, so bewies das nur, daß sie keine Zeitungen las, in denen tagtäglich der Name dieses Dr. Schumann als eines der größten Komponisten der Gegenwart in allen Tonarten gepriesen wurde. Ja, es war ein Triumphzug vom ersten Tage bis zum letzten für beide.

Gleich am ersten Abend (26. November) in Utrecht, wo mit einem von Kufferath vortrefflich einstudierten Dilettantenorchester die Es-

1850 – 1854.

dur Symphonie mit Enthusiasmus aufgenommen wurde, ebenso wie Claras Leistungen (C-dur Sonate von Beethoven und das Konzert-Allegro von Schumann). Nachdem Clara noch eine Zugabe gespielt, dauert das Rufen an, ohne daß sie wissen, was der unverständliche Ruf bedeutet. Endlich die Aufklärung: „Doktor, Doktor!“ und Robert muß zu Claras größter Freude heraus. „Ich war sehr überrascht, das holländische Publikum so enthusiastisch und lebendig zu finden, und dabei gebildeter, möchte ich sagen, als das rheinische Publikum. Wir waren sehr vergnügt über den guten musikalischen Anfang in Holland.“ Und dieser Eindruck blieb nicht nur, sondern verstärkte sich von Stadt zu Stadt. Im Haag in der „Diligentia“ dirigierte Schumann am 30. November seine von Lübeck gut einstudierte zweite Symphonie, von einem selbst begeisterten Orchester gut vorgetragen, und ebenso erntete Clara mit Mendelssohns Variationen (serieuses) und Roberts Konzert-Allegro stürmischen Beifall. In Rotterdam aber, wo am folgenden Tage in der „Eruditio Musica“ Schumann seine dritte Symphonie dirigierte und Clara das A-moll Konzert spielte, beschränkten sich die jubelnden Huldigungen für das Künstlerpaar nicht bloß auf den Konzertsaal. Nach dem Konzert – das erst um 11 Uhr sein Ende erreicht hatte – fanden sie vor ihrem Hotel schon eine große Menschenmenge versammelt. Ein Sängerkorps von 100 Sängern mit Fackeln und ein Orchester begrüßen sie mit dem Waldchor aus „der Rose Pilgerfahrt“ und dem Geburtstagsmarsch. An der Spitze Freund Verhulst, der trotz eisiger Kälte fast eine Stunde lang zu Ehren des geliebten Freundes und verehrten Meisters den Taktstock schwingt. Nachdem Schumann hinausgetreten und ein paar Dankesworte gesprochen, erscheint eine Deputation der Holländischen Musikgesellschaft, deren Präsident van Houten herzlichsten Willkommensgruß entbietet, der – „man konnte es wohl hören“, schreibt Clara, – „ihm recht aus der Seele kam.“ „Ich war sehr ergriffen von der ganzen Sache.“ Zugleich aber stiegen – nur zu begreiflich – auch bittere Empfindungen in ihr auf, in Erinnerung an die jüngsten

Düsseldorfer Erfahrungen: „jeder Ton von Robert ist zu gut für die . . . und im Grunde genommen tut es mir ordentlich wohl, daß ich ihn nicht mehr in Düsseldorf am Dirigentenpult stehen sehe Ich glaube zwar nicht, daß das Publikum in Holland viel mehr von erster Musik versteht; doch aber ist es gebildeter und hat wenigstens den Respekt vor dem schaffenden Künstler, den er beanspruchen kann.“ Kein Wunder aber auch, daß sie selbst, von diesen Begeisterungswellen emporgetragen, schöner spielte denn je. In Amsterdam, wo tags darauf in „Felix Meritis“ Schumann die zweite Symphonie dirigiert, sie selbst das Es-dur Konzert von Beethoven gespielt hatte, schreibt sie: „Robert sagt von mir in seinen Notizen: ich spiele hier in Holland wunderschön. Solch eine Teilnahme vom Publikum, die muß einen aber auch begeistern. Der Enthusiasmus des Publikums und des Orchesters (obgleich dies dem Rotterdamer nicht ebenbürtig war) nach dem ersten Beethovenschen Satze hob mich über mich selbst.“

Es war indes nicht nur das Publikum als Ganzes, das ihnen in diesen Wochen, in denen sie wiederholt im Haag, in Amsterdam, Rotterdam und Utrecht erschienen und, bald in den Konzertvereinigungen, bald in selbständigen Konzerten, bei wechselnden Leistungen der Mitwirkenden, immer die gleiche freudige Teilnahme und Begeisterung erweckten, so wohl tat, sondern mindestens ebenso sehr die zahlreichen ganz persönlichen Beweise von Verehrung und neidloser Bewunderung, die die holländischen Musiker, Orchestermitglieder wie die Direktoren in den einzelnen Städten – Kufferath in Utrecht, Lübeck im Haag, Hutschenreyter in Rotterdam, Ball in Amsterdam – an der Spitze natürlich der getreue unermüdliche Verhulst, ihnen in Wort und Tat bezeugten. Und dabei nicht zu vergessen das feine Verständnis und die herzliche Gastfreundschaft einzelner Musikfreunde, wie des Witteringschen Hauses in Amsterdam.

Einen besonders freundlichen Eindruck aber hinterließ die Auf-
führung von „der Rose Pilgerfahrt“ im Singverein im Haag am

1850 – 1854.

6. Dezember unter Lübecks Direktion und mit Clara am Klavier; der Abend wurde eröffnet durch das Quintett – nicht sehr schön begleitet. “Robert“, schreibt Clara darüber, „sagt wieder in seinen Notizen: ‘Claras wunderschönes Spiel!’ Das freut mich sehr, daß Robert immer so teilnehmend für mein Spiel ist, und er weiß auch, daß wenn er zufrieden, mir dies lieber ist, als läge mir ein ganzes Publikum zu Füßen.“ Am Schluß der vortrefflich einstudierten und in den Chören sehr schön wirkenden „Rose“ „rief das Publikum so lange, bis Robert aus seiner Ecke, die er während der Aufführung eingenommen, hervorkam und dankte. Die Sängerin Offermans bekränzte ihn, – er bemerkte es gar nicht, wohl aber wir andern, und ich dachte für mich: „so muß es sein!“

Dies Bild möchte man festhalten, es ist wie ein verklärendes Symbol dieser unvergleichlichen, höchsten und reinsten menschlichen und künstlerischen Gemeinschaft und zugleich des Sieges vornehmer selbstloser Kunstübung über kleines Menschentum. Was beide in stillen und ernsten Arbeitsjahren ersehnt, erstrebt und erkämpft, das Ideal, zu dem Clara, nicht ganz ohne innere Kämpfe als Robert Schumanns Frau herangereift war, – ihre ganze Persönlichkeit in den Dienst seines Schaffens zu stellen und durch das völlige Aufgehen in seinen schöpferischen Genius etwas Besseres und Größeres zu werden als je zuvor –, erschien hier reine Wirklichkeit geworden, in demselben Augenblick, wo der Name, den sie trug, der Name Robert Schumanns, für die ganze musikalische Welt den Tonwert des Meisters, des Vollenders, erhielt.

Der Abschied von den holländischen Freunden wurde schwer, aber man hoffte auf ein Wiedersehen im nächsten Winter!

Der Weihnachtsabend fand die Familie wieder vereint, und trotz mancher Verdrießlichkeiten, die sie daheim empfangen, waren sie fröhlichen und dankbaren Herzens. Claras Bild, von Sohn gemalt, war ihre Überraschung für den Geliebten. Er schien nicht recht befriedigt davon. „Ich glaube, es war das Ungewohnte!“ schreibt sie,

1850 – 1854.

„man muß sich doch in jedes Bild, und ist es auch noch so frappant, hineinfinden, es oft ansehen, dann gewinnt man es auch immer lieber! es ist wie mit einer schönen Komposition, in die man sich auch erst hineinleben muß!“ – Sie ahnte nicht, wie kurz die Frist für ihn bemessen war, sich „hinein zu leben.“

Und wenn am Jahresschluß ihr auch mancherlei zu wünschen und zu sorgen übrig blieb, das Ergebnis war doch: „wir hatten alle Ursache, mit Dank zu Gott auf das vergangene Jahr zurückzublicken: es hat mir Mann und Kinder gesund erhalten und wäre man eben nicht Mensch, so müßte man über die großen Wohltaten der kleinen Übel gar nicht gedenken!“

Auch das neue Jahr begann unter freundlichen Auspizien. In Hannover hatte Hille eine Aufführung der Peri vorbereitet und lud Schumann zur Direktion ein.* Diese Aufführung erschlug sich zwar im letzten Augenblick, aber trotzdem wurde Mitte Januar die Reise dorthin angetreten, Clara sollte im dritten Abonnementskonzert das Beethovensche Es-dur Konzert spielen, und die 4. Symphonie sollte unter Joachims Leitung, der am selben Abend auch die Phantasie für Violine spielte, aufgeführt werden. Eine Konzertfahrt nach Frankfurt sollte sich anschließen. Nicht ganz leichten Herzens entschloß sich Clara zu den neuen Reises Strapazen, da ihr das öffentliche Spielen doch schon schwer zu werden begann, aber der Wunsch, der Düsseldorfer Umwelt wieder für eine Weile entrückt zu werden, die Sehnsucht, die Freunde Brahms und Joachim wiederzusehen, überwogen alle Bedenken. Und sie hatten es nicht zu bereuen. Nicht nur daß das Konzert wohl gelang, Joachim die Phantasie „wundervoll“ spielte und das Orchester durch seinen Wohlklang und sein Temperament Clara entzückte – „es machte eine Freude, von seiten des Orchesters eine Teilnahme zu sehen, wie man in Deutschland selten findet“ – die Hauptsache war die reine wohltuende menschliche

* Briefe. Neue Folge. 2. Aufl. S. 533.

1850 – 1854.

und künstlerische Atmosphäre, in der sie sich hier bewegten, die, im Gegensatz zu den holländischen Erfahrungen, sich auch nicht auf die bürgerliche Gesellschaft beschränkte.

„Heute früh Besuch von Graf Platen“, schreibt Clara am 22., „ein angenehmer Mann! – Man kann hier mit Recht sagen: „wie die Herrschaft so die Diener“, denn hier sind sie alle bei Hof so liebenswürdig und leutselig, wie sie es am Königspaar sehen.“ Gleich im Konzert, hatte „der arme König, der so seelensgut aussieht“, Schumann wiederholt ausgesprochen, „wie sehr er sich freue, ihn zu hören und zu sehen(!), und wie sehr er seine Kompositionen liebe und ihn ehre.“ Und an den beiden Abenden, an denen Clara bei Hofe spielte, wurden diese freundlichen Eindrücke noch verstärkt, namentlich am zweiten Abend, wo auf Wunsch des Königs fast nur Schumann gespielt wurde. „Von manchen der Stücke sah man dem König das Ergriffensein an, z. B. am Schluß ‚Der Dichter spricht‘ der Kinderszenen.“

Das Beste aber gab doch das Zusammensein mit den Freunden Joachim und Brahms. „Brahms fällt uns durch seine Schweigsamkeit auf“, schreibt Clara „er spricht fast gar nicht, oder tut er es zuweilen, so geschieht es so leise, daß ich es nicht verstehen kann. Er hat gewiß seine geheime innere Welt – er nimmt alles Schöne in sich auf und zehrt nun innerlich davon.“ Auch Joachim fanden sie im allgemeinen ernster; trotzdem fehlte es nicht an heitern, übermütigen Stunden; besonders eines Abends bei Joachim mit Brahms und Julius Otto Grimm zusammen, von dem das Tagebuch ausdrücklich berichtet, wir waren „sehr fröhlich, viel Champagner getrunken“*. Musiziert wurde bald bei Schumanns, bald in Joachims Junggesellenwohnung. Am letzten Abend – am 29. – waren noch einmal die Freunde bei Schumanns versammelt. Clara spielte mit Joachim Roberts Romanzen für Klavier und Violoncell (deren letzte im November 1853 entstanden war), dann allein die drei ersten Sätze

* Vgl. auch Moser, Joachim S. 133 f.

1850 – 1854.

der Brahms'schen Sonate und zum Schluß mit Joachim Roberts D-moll Sonate. „Schöner Schluß war diese Sonate für uns alle!“ schreibt Clara.

Am folgenden Tage kehrten sie nach Düsseldorf zurück, am Bahnhof winkten Brahms, Joachim, Grimm, Hille ihnen den Abschiedsgruß. Keiner ahnte, daß es das letzte Mal gewesen.

Heimatliche Gefühle verbanden sie ja nicht mit Düsseldorf, und beiden wäre es nicht zu verdenken gewesen, wenn sie mit alles eher als freudiger Stimmung die Plätze und Straßen der Düsseldorf wieder begrüßt hätten, die sich ihnen so wenig gastlich erwiesen.

Wem außer den Kindern, dem getreuen Dietrich und dem kleinen Kreis von Claras Schülerinnen war an ihrer Rückkehr etwas gelegen, wessen Gesicht leuchtete auf, wenn der Klang ihrer Tritte und Stimmen auf dem Gang oder der Treppe ein Echo weckte!

Aber wenn die beiden Reisenden in der Stille der abendlichen Heimfahrt sich diese Frage vorlegten und manche Namen sogenannter guter Freunde dabei mit resigniertem Kopfschütteln ausschieden, bei einem Namen taten sie es sicher nicht, sondern wenn sie an den dachten, dann kam doch ein Gefühl wie von Heimat über sie, wenn sie sich vorstellten, „wie wird Fräulein Leser sich freuen, uns wieder da zu haben!“ nicht zu sehen, denn es war eine arme Blinde, die aber alles Licht und alle Freude, die ihr mit Augen zu sehen nicht vergönnt war, in ihr Herz gerettet zu schaben schien und von da aus denen, die sie lieb hatte, in unerschöpflicher Freudigkeit und Güte, mitleidend und mitfreuend, spendete. Seit im November 1850 Clara zum ersten Male bei der einsamen, in behaglichem Wohlstand lebenden, fein gebildeten Blinden eingekehrt war, hatte sich zwischen ihnen beiden, mit den Jahren immer fester wachsend, ein Band innigster Freundschaft gewoben, die, alle Lebens- und Kunstinteressen umspannend, in Nähe und Ferne, in kleinen Haussorgen und tiefsten Seelenerregungen immer dieselbe Zartheit und Festigkeit und Lebenskraft bewährte. Fas auf jeder Seite des Tagebuch ist sei dem

1850 – 1854.

Anfange der fünfziger Jahre Rosalie Lesers Name zu finden, und immer wird er erwähnt als ein Lichtpunkt. Sie ist bei festlichen Veranstaltungen im eignen Hause oder in dem der Freunde immer die willkommenste Erscheinung, voll fröhlicher Anregungskraft; und wenn es gilt zu helfen, wenn Sorgen kommen, immer ist der erste Gedanke an sie.

Wenn trotzdem hier erst jetzt zu dem schon oft erwähnten Namen das Bild der Persönlichkeit gegeben wird, so möge man das nicht für Willkür halten, denn von nun an wird seine Trägerin erst für Clara, man kann sagen zu dem Inbegriff der Freundschaft, und als hätte sie eine Ahnung davon, wie sehr sie dieser bedürfe, ist auf dem Tagebuchblatt, das den Monat Januar 1854 schließt, den letzten, den sie ungetrübt an Roberts Seite verleben durfte, ausgesprochen und zusammengefaßt, was ihr diese Freundschaft bisher gewesen: „Rosalie, meine treue und einzige Freundin hier, war sehr froh, uns eher wiederzusehen, als sie gehofft hatte. Ich gehe fast nur mit ihr um und verlange auch nicht nach mehr Umgang; sie versteht mich ganz und sieht zu Robert mit größter Verehrung auf. Dies fesselt mich dann doppelt an sie. Sie weiß auch der Freundschaft Opfer zu bringen, oder vielmehr sie empfindet eben so wahr für uns, daß es ihr z. B. trotz ihrer großen Musikliebe gar nicht schwer wird, aller Musik zu entsagen, wobei wir nicht beteiligt sind. . . . Solange ich sie nun kenne, hing sie mir immer mit gleicher Wärme an, und das tut einem so wohl!“
